

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Mein Blut für den Teufel

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Mein Blut für den Teufel

John Sinclair Taschenbuch Nr. 47

von Jason Dark

erschienen am 12.02.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Mein Blut für den Teufel

Sie hatten mir die Falle gestellt, die Waffen abgenommen, mich gefesselt und wehrlos gemacht. Vier Gangster standen gegen mich. Mir blieb keine Chance. Ich wartete auf den Tod, doch der Boss erklärte mir, dass er etwas anderes von mir haben wollte.

»Was?« fragte ich.

»Blut, Sinclair«, erwiderte er flüsternd. »Dein Blut für den Teufel...«

Er, der geglaubt hatte, die Ewigkeit zu erleben, spürte, dass sein schwarzmagisches Leben allmählich aus seinem Körper rann und wie Wasser im heißen Sand der Wüste versickerte.

Seine Stunde würde kommen, er spürte es genau, nur wusste er nicht, wie viel Zeit ihm noch blieb. Einst hatte er über ein gewaltiges Reich geherrscht, war der König in einer schrecklichen Dimension gewesen, doch die Ereignisse hatten ihn einfach überrollt. Andere waren groß geworden und hatten ihn vergessen.

So vegetierte er dahin und spürte genau, dass sein dämonisches Leben allmählich verlöschte. Und wenn er nicht mehr war, dann brach auch sein Reich zusammen, das er bisher noch zusammengehalten hatte. Andere lauerten schon, sie waren gierig darauf, es zu übernehmen, aber noch steckte ein wenig von der alten Kraft in ihm. Irgendwann einmal wurde ihm bewusst, dass er noch leben wollte, und er raffte sich auf, um einen verzweifelten Plan zu schmieden.

Eingehüllt in den Netzen seiner gläsernen Spinnen lag er in der nicht messbaren Weite der Unendlichkeit und dachte darüber nach, wie er sein Leben verlängern konnte.

Es gab eine Möglichkeit!

Er brauchte Blut. Er musste es haben. Aber nicht irgendein Blut, sondern das eines Gerechten. Dieser Lebenssaft würde ihm die Kraft geben, weiterhin zu existieren, und er würde denen zu Dank verpflichtet sein, die ihm dabei halfen.

So hallte sein Schrei nach Hilfe durch die Unendlichkeit der Dimensionen, wurde gehört, aber seine Brüder reagierten kaum. Sie hatten längst festgestellt, dass er zu schwach war, und sie lauerten schon, um sein Reich unter sich aufzuteilen.

Noch pumpten die gläsernen Spinnen ihren Lebenssaft in seinen Körper und hielten den Dämon am Leben. Noch konnte er seinen Schrei wiederholt in die Weite hineinbrüllen, und es war einer da,

der auf ihn reagierte.

Asmodis, auch der Teufel genannt!

Er erschien, tauchte in einer feurigen Lohe und laut lachend vor dem Sterbenden auf und weidete sich an dessen Qualen.

»Weshalb hast du mich gerufen, Elender?«

Der Dämon hob den Schädel. Früher, da hatte er wie rotes Glas ausgesehen, doch nun wirkte er spröde, vertrocknet und so, dass man Angst vor ihm haben konnte.

»Ich werde sterben, aber ich will es nicht.«

Asmodis lachte. Er blähte dabei sein Gesicht auf, so dass nur mehr seine dreieckige Fratze innerhalb des Feuerscheins zu sehen war. Der Körper verschwand einfach. »Das sagen viele. Wenn nicht die meisten. Sie wollen alle nicht sterben, aber deine Stunde ist nun mal gekommen. Du kannst dich nicht mehr regenerieren, auch deine gläsernen Spinnen schaffen es nicht. Ihr Blut ist zu alt...«

»Das weiß ich«, erwiederte der Sterbende mit schwacher Stimme.
»Das weiß ich alles.«

»Und weshalb hast du mich gerufen? Wäre es nicht besser für dich gewesen, allein zu sterben, ohne die anderen mit hineinzuziehen. Wie mich, zum Beispiel?«

»Ich will nicht sterben«, erwiederte der Dämon im Netz.

»Das will keiner von uns.« Der Teufel lachte. »Ich bin ja unsterblich, im Gegensatz zu dir.«

»Aber auch du hast Feinde, Asmodis, ich weiß es. Die Zeiten haben sich geändert, andere Dämonen warten darauf, dich an die Kandare zu nehmen.«

Der Teufel wurde ärgerlich, wenn man ihn darauf ansprach. Er wusste selbst, dass seine Machtposition nicht mehr so stark war wie früher, und er fragte: »Was soll das alles, und was hat das mit dir und deinem Ableben zu tun?«

»Ich will nicht sterben.«

»Das hast du mir schon einmal gesagt. Du wiederholst dich.«

»Aber ich weiß, dass es eine Möglichkeit für mich gibt, dies zu verhindern«, erklärte der Dämon.

»Ach ja.« Der Teufel begann leise zu lachen. In seinen roten Augen tanzten Funken. »Welche denn?«

»Ich brauche Blut!«

Wieder amüsierte sich Asmodis köstlich. »Blut, das brauchen wir alle. Ich ebenfalls. Ich liebe es sogar, wie du dir vorstellen kannst. Blut ist etwas Besonderes...«

»Das weiß ich...«

Asmodis deutete auf die gläsernen Spinnen, in deren Innern eine Blutblase steckte, die den roten Lebenssaft abgab. »Das sind deine Blutspender, da hast du sie.«

»Ja, aber sie nützen nichts. Sie sind einfach zu verbraucht. Ihr Blut ist nicht mehr gut.«

»Dann hole dir anderes.«

»Bei meiner Schwäche?«

»Menschen sind noch schwächer.«

»Das stimmt, aber ich brauche das Blut eines bestimmten Menschen, weißt du.«

»So ist das also.« Die Stimme des Teufels wurde lauernd.

»Und dabei soll ich dir also helfen?«

»Du oder ein anderer«, lautete die schwache Antwort »Aber du bist gekommen. Die anderen warten nur darauf, um mein Reich zu übernehmen. Sie sind wie...«

»Ja, ich bin gekommen« unterbrach Asmodis ihn. »Jetzt möchte ich von dir wissen, was du genau willst.«

»Hole mir das Blut!«

»Und dann?«

»Werde ich weiterleben können.«

Asmodis lachte. »Welchen Grund könnte ich haben, dich weiter am

Leben zu lassen?« Er wippte an dem Sterbenetz, das aussah wie aus Glasfasern hergestellt. Der sterbende Dämon geriet in schaukelnde Bewegungen, wie auch die gläsernen Spinnen, die ihn am Leben hielten.

»Vielleicht gehöre auch ich zu den Personen, die nur darauf warten, dass du stirbst, um dein Reich danach zu übernehmen.«

»Ja, das kann sein.«

»Weshalb hast du mich dann gefragt?«

»Auch ich weiß, Asmodis, dass du Schwierigkeiten hast. Nicht alle wollen dich anerkennen. Vielleicht wäre es auch für dich besser, Unterstützung zu bekommen.«

»Von einem Sterbenden?« höhnte der Teufel.

»Das braucht nicht zu sein.«

»Wenn ich dir das Blut verschaffe, nicht wahr?«

»Ja, so habe ich es gesehen. Ich dachte mir, dass du dich auf meine Seitestellst...«

Asmodis winkte ab. »Ach, das ist doch...«

»Das Blut eines Gerechten!« flüsterte der Dämon. »Ich brauche es. Bitte, hilf mir!«

»Und was bekomme ich dafür?«

»Du kannst mein Reich haben, auch wenn ich nicht sterbe. Du weißt mich an deiner Seite, ich kann dich unterstützen, denn auch du hast Feinde, auch wenn du es nicht gern zugibst.«

Der Teufel überlegte. In der Tat hatte der Sterbende einen schwachen Punkt bei ihm berührt. Asmodis sah sich von Feinden umkreist. Sie lauerten nur darauf, dass er eine Schwäche zeigte. Wenn er es sich recht überlegte, war es nicht so übel, Verbündete zu bekommen. Nur dass er etwas dafür tun musste, passte ihm nicht so recht.

»Das Blut eines Gerechten also«, sagte er. »Ja.«

»Hast du da an eine bestimmte Person gedacht? Ich meine, es gibt

nicht viele Gerechte.«

»Vielleicht ist der Ausdruck falsch«, erwiderte der Sterbende.
»Vielleicht ist alles ganz anders. Aber es steht geschrieben, dass der Lebenssaft eines Feindes Dämonen wieder die Kraft gibt, die sie benötigen, um weiterleben zu können. Schau nach links, dann siehst du die Sanduhr. Sie ist leer, aber du sollst sie mitnehmen und in ihr das Blut des Feindes einfüllen.«

»Ja, ich habe sie schon gesehen«, antwortete Asmodis, der allmählich ungeduldig wurde. »Kommen wir wieder auf deinen Feind zurück...«

»Es ist nicht nur mein Feind, es ist unser aller Gegner.«

»Gut, dann sage mir den Namen der Person, deren Blut ich dir besorgen soll. Ich bin gespannt, ob du die gleiche meinst wie ich.«

»Es ist ein Mensch«, flüsterte der Dämon. »Ein Mann. Und er heißt John Sinclair.«

Nach diesen Worten lachte der Satan schallend auf. »Ja!« schrie er plötzlich. »John Sinclair. Ich weiß Bescheid. An ihn hatte ich auch gedacht. Es ist gut, ich besorge dir das Blut dieses Mannes.«

»Danke, Asmodis. Und noch etwas. Schaffe ihn in mein Reich! Hast du gehört?«

»Ich habe gute Ohren. Mal sehen, was ich für dich tun kann...«

Im nächsten Augenblick verschwand Asmodis in einer stinkenden Wolke aus Feuer, Rauch und Schwefel...

Im Polizeibericht stand, dass sie ihn dreimal umgebracht hätten. Hinter diesem kurzen Satz verbarg sich ein Elend und ein Schrecken, wie er unbegreiflich war.

Und ich hatte den Mann gekannt, der auf so schlimme Art und Weise ums Leben gekommen war. Ein Kollege von mir, eingesetzt gegen Rauschgifthändler, eingeschleust in eine Bande und dann getötet. Zudem hatte man ihn noch in einer finsternen Regennacht vor

dem Eingang des Yards Buildings aus einem fahrenden Wagen geworfen. In meinem Alter war der Kollege gewesen, und seine Beerdigung, auf der ich mich befand, ging mir sehr nahe. Der Kollege war sehr beliebt gewesen. Eine dementsprechend große Menschenmenge hatte sich zu seiner Beisetzung eingefunden.

Ich stand nicht in den vorderen Reihen. Aus guten Gründen hatte ich mich nach hinten orientiert, denn es ging das Gerücht um, dass sich für den Tod des Mannes letztendlich der große Gangsterfürst und Mafiaboss Logan Costello verantwortlich zeigte. Er kontrollierte das Rauschgiftgeschäft in London, und er war mein ganz besonderer Freund. Wenn ich nur den Hauch einer Chance sah, ihn zu erwischen, war ich zur Stelle.

Wie hier. Ich konnte mir gut vorstellen, dass Costello seine Spitzel geschickt hatte. Er war ja wieder im Rennen. Nicht nur bei den normalen Aufgaben, auch schwarzmagische Kräfte hatten sich wieder seiner bedient, wie ich vor wenigen Tagen bei meinem großen Vampir-Abenteuer sogar in Rumänien hatte erfahren können. Dort war es ihm nicht gelungen, mich zu erwischen, und Costellos Helfer hatten ihren Einsatz mit dem Leben bezahlen müssen, nachdem sie zu Vampiren geworden waren. [1] Uns war es noch gelungen, Lady X endgültig auszuschalten. Mit diesem Problem brauchten wir uns nicht mehr zu befassen.

Ich stand im Schatten einiger Ulmen. Noch trugen sie ein dichtes Kleid aus Laub. Sie genossen, wie auch die Menschen, eine Wärme, die schon unnatürlich war. Über Nacht war eine Südwestströmung in England eingefallen und hatte hohe Temperaturen gebracht, die wir von den vorangegangenen Tagen gar nicht mehr gewohnt waren. Der Pfarrer sprach. Dünn drang seine Stimme zu mir. In der Nähe standen einige Kollegen von der Verwaltung. Auch ihre Gesichter zeigten Teilnahme, keine Langeweile, wie man es oft genug bei Beerdigungen erlebt. Einige Menschen, die sich auf dem Friedhof

versammelt hatten, kannte ich nicht. Besonders gut schaute ich mir die Männer unter ihnen an, aber bekannte Mafia-Gesichter entdeckte ich nicht dazwischen. Es war auch nur eine Eingebung von mir gewesen, mehr hatte mich der letzte Weg des Kollegen interessiert, auf dem ich ihn begleiten wollte. Suko war nicht mitgekommen und im Büro geblieben. Er hatte den Mann kaum gekannt, doch Glenda Perkins befand sich unter den Trauergästen. Meine Sekretärin hielt sich allerdings nicht bei mir auf, sie stand zusammen mit den anderen weiblichen Kollegen näher am Grab, wo der Pfarrer noch immer redete.

Später würde sich die Trauergemeinde auflösen, und auch ich wollte nach Hause. Das heißt, ins Büro. Zuviel lag auf meinen Schreibtisch, was ich durchsehen musste. Meldungen, die eingetroffen waren, Statistiken und Berichte.

Dann wurde es still. Man ließ den Sarg in die Erde, und wieder musste ich einen Moment miterleben, wie ich ihn überhaupt nicht mochte. Die Menschen falteten die Hände, senkten die Köpfe, und auch ich gedachte des toten Kollegen.

Die Stille schien auf einmal einzufrieren. Ich atmete nur mehr flach. Kein Vogel sang, nur die Sonne schien. Sie hatte plötzlich wieder Kraft bekommen, brannte mir schräg auf den Rücken, ich spürte ihre Wärme und den Schweiß im Nacken.

Erkennen, wie der Sarg in die Erde gesenkt wurde, konnte ich nicht. Manchmal hörte ich ein verwehendes Schluchzen, hier und da räusperte sich jemand, dann geriet Bewegung in die nahe dem Grab stehenden Kollegen, die den Sarg getragen hatten. Sie gingen zurück. Der Tote, er hieß Peter Monkfort, war nicht verheiratet gewesen. Seine Eltern lebten beide noch, sie würden die Beileidsbekundungen entgegennehmen.

Es dauerte eine Weile, bis ich an die Reihe kam. Mrs. Monkfort trug einen Schleier vor dem Gesicht. Freunde des Verstorbenen

stützten sie. Sie wirkte so zerbrechlich wie eine Puppe. Hinter dem Schleier schimmerte ihre Haut weiß.

Sprechen konnte sie nicht, auch mir fielen die Worte so unendlich schwer. Man weiß nie, was man Menschen in der Stunde des großen Schmerzes als Trost sagen soll.

»Ich danke Ihnen, Mr. Sinclair«, sagte der Vater des Toten, als ich ihm die Hand drückte.

Auf den braunen Sarg hatte ich Erde geworfen und dabei daran gedacht, wann es mich vielleicht mal erwischte und ich in dem Haus liegen würde, das alle Menschen bekamen. Ob arm oder reich, der Tod machte keinen Unterschied.

Über Planken schritt ich dorthin, wo sich die anderen Trauergäste befanden. Die Gruppe würde sich bald auflösen und den Friedhof verlassen. Ich ging mit gesenktem Kopf und sah, dass ein blasses Gesicht vor mir auftauchte.

Glenda Perkins hielt mich an.

»John«, sagte sie und zerknüllte ein Taschentuch. »Ich werde mit den anderen fahren. Willst du mit uns kommen? Die Eltern haben noch zum Kaffee eingeladen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sei mir nicht böse, Glenda, ich möchte zurück.«

Sie nickte, und ich sah ihre verweinten Augen. Glenda trug dunkle Kleidung, wie fast alle Frauen.

»Aber du kannst mit den anderen fahren, wirklich. Ich habe wirklich nichts dagegen.«

»Dann sagst Du Sir James Bescheid?«

»Gern.«

Ich wurde von einem Kollegen angesprochen, der mich auch mitnehmen wollte. »Danke, Bob«, wehrte ich ab, »ich bin mit dem eigenen Wagen gekommen.«

»Okay.«

Glenda war schon gegangen. Ich sah sie inmitten einiger Kollegen. Besonders eilig hatte ich es nicht, nahm mir dementsprechend Zeit und schwamm im Strom der Trauergäste weiter. Der Tote hatte in Paddington gewohnt, er war auch in diesem Stadtteil beerdigt worden. Der kleinere Friedhof lag im Schatten des Bahnhofes. Im Winter, wenn die Bäume blattlos waren, konnte man die Züge sehen. Es standen genügend Parkplätze zur Verfügung. Ich hatte meinen Bentley in einer kleinen Seitenstraße abgestellt. Die meisten Besucher wandten sich den normalen Parkplätzen zu.

An der Leichenhalle ging ich vorbei. Ein graues Gebäude, das auf mich einen schaurigen Eindruck machte. Angestellte der Friedhofsverwaltung standen auf der Treppe und bliesen den Rauch ihrer Zigaretten in die Luft. Die Sonne schien noch immer warm. Dennoch war die Luft feucht. Ich spürte den nahenden Wetterumschwung, von dem auch schon gesprochen worden war. Es sollte bald Regen geben. Nahe der Leichenhalle sah ich Glenda noch einmal wieder. Sie winkte mir aus der Ferne zu, ich grüßte zurück.

Noch immer hielt ich meine Augen offen. Leider hatte ich bisher von Costellos Leuten keinen gesehen. Zwar hatte ich nichts mit der Aufklärung des schlimmen Mordes zu tun gehabt, dennoch war mein Interesse an Costello über groß. Schließlich paktierte er als Mafiaboss mit der schwarzmagischen Seite.

Vielleicht hatte er damit auch einer Not gehorcht, denn am letzten Wochenende war die Meldung durchgekommen, dass in Italien ein hoher Mafiaboss sein Schweigen durchbrochen und zahlreiche seiner ›Berufskollegen‹ in die Pfanne gehauen hatte. Die Verhaftungswelle war enorm gewesen. Der größte Schlag gegen die Mafia überhaupt. Ich konnte mir vorstellen, dass Logan Costello jetzt Magendrücken bekam. Niemand konnte wissen, ob die Verhaftungswelle nicht über Europa hinwegschwemmte und der Mord an meinem Kollegen Costellos Aufbäumen gewesen war.

Das alles ging mir durch den Kopf, als ich mich langsam meinem abgestellten Wagen näherte.

Ich holte den Schlüssel hervor, als ich das silbergraue Dach des Bentley sah. Vor ihm parkte ein roter Fiat, dahinter war ein Platz frei. Ich blieb neben dem geparkten Fahrzeug stehen, wollte die Schlüssel ins Schloss stecken und wunderte mich plötzlich darüber, dass ich so gut über das Dach hinwegschauen konnte.

Ich sah immer darüber hinweg, nur kam es mir heute besonders tief vor. Da stimmte etwas nicht.

Ich bückte mich, ließ erst noch ein Auto passieren und trat dann einen Schritt zurück. Da sah ich das Malheur!

Vier Reifen waren platt!

Durchgeschnitten, zerfetzt, was auch immer. Jemand hatte meine Abwesenheit ausgenutzt und sämtliche Reifen zerstochen. Kopfschüttelnd bückte ich mich.

Es war schlimm. Die Person, die sich für diese Tat verantwortlich zeigte, musste wirklich gewütet haben, denn Fetzen der Reifen lagen noch auf der Fahrbahn und auch auf dem Gehsteig. Ich fand keine Erklärung für so etwas.

Im Moment brachte ich diese Tatsache nicht einmal mit meinem Besuch auf dem Friedhof in Verbindung und schaute mir die anderen Wagen an. Sie parkten unbeschadet in der Nähe.

Voller Wut presste ich die Lippen zusammen. Jetzt begann das ganze Abschlepptheater, ich konnte mir ein Taxi nehmen, zum Yard fahren und einen Abholdienst beauftragen. Ein Wahnsinn.

Zunächst einmal musste ich Dinge aus dem Fahrzeug holen, die ich nicht gern liegen lassen wollte. Ich schloss die Fahrertür auf und entnahm dem Handschuhfach meine Ersatz-Beretta. Dabei fiel mir noch etwas auf. Obwohl der Wagen abgeschlossen gewesen war, hatte sich jemand Zutritt verschafft.

Eine Erklärung dafür hatte ich nicht. Es war einfach der andere

Geruch, der mich störte. Ein wenig streng, so anders, und ich dachte darüber nach, ob nicht etwa Schwarzblütler meinem Bentley einen Besuch abgestattet hatten.

Das alles würde sich noch herausstellen. Wütend schlug ich die Tür wieder zu. Neben dem Bentley blieb ich stehen und zündete mir eine Zigarette an. Es gab nichts daran zu rütteln, mich hatte es einfach kalt erwischt. Wer immer an dem Bentley manipuliert hatte, er war gut informiert, wo er mich fand. Also hatte ich unter Beobachtung gestanden. Logan Costello?

Ich musste einfach wieder an ihn denken. Seit dem Rumänien-Abenteuer spukte er mir im Kopf herum. Trotz meines Ärgers war ich gespannt, wie es weitergehen würde.

Zunächst brauchte ich ein Taxi. In Groß-London gibt es über 80 000 davon. Ausgerechnet jetzt war keines in der Nähe. Allmählich wurde ich wütend. Auch die meisten Kollegen waren schon abgefahren. Es hätte keinen Sinn mehr gehabt, zurück zum Friedhof zu laufen. Endlich kam ein Wagen. Bevor ihn mir ein anderer wegschnappen konnte, stellte ich mich auf die Straße und winkte. Das Taxi rollte heran. Es gehörte nicht zu den altmodischen und so herrlichen Wagen. Ein Ford stoppte neben mir. Ich setzte mich nicht neben den Fahrer, sondern in den Fond. Der Mann am Steuer trug eine Schirmmütze, die er tief in seine Stirn gezogen hatte, um sich gegen die blendende Sonne zu schützen.

Als ich die Tür zuschlug, fragte er mich: »Wohin darf ich Sie fahren, Sir?«

Ich wunderte mich über die Höflichkeit des Mannes. Oft genug sind Londoner Taxifahrer als mürrisch verschrien. Dieser hier schien von einer anderen Sorte zu sein.

»Scotland Yard.«

Er lächelte und nickte dann. »Soll ich die Strecke durch den Hyde Park nehmen, Sir?«

»Das ist mir egal.«

»Ich frage nur, weil manche nicht wollen, dass man durch den Park fährt, wissen Sie.«

»Fahren Sie schon. Ich habe es eilig.«

»Natürlich, Sir.«

Es gibt eine Straße, die den großen Park teilt. Sie heißt The Ring und führt auch über einen See hinweg.

Meine Gedanken beschäftigten sich während der Fahrt mit dem Anschlag auf den Bentley. Ich rätselte, was die andere Seite damit bezweckt haben konnte. Okay, sie wollte mich aus dem Rennen haben, und das war ihr gelungen. An eine Rache wollte ich nicht denken, für mich war das ein genaues Planspiel. Ich hatte abermals das Gefühl, als würde ein für mich noch unsichtbares Netz über meinem Kopf schweben und nur allmählich nach unten treiben.

Konnte ich mich darin fangen?

Vor einer Ampel mussten wir halten. Vor uns befand sich bereits die grüne Wand der nördlichen Hyde-Park-Grenze.

Der Fahrer hatte das Radio eingeschaltet. Ein Sprecher brachte die Weltnachrichten. Ich hörte nicht hin, sah den Menschen zu, die in Richtung Park strömten und schaute auf die Ampel, die umsprang. Alles war normal.

Seltsam normal. Auch das Wetter konnte ich so bezeichnen. Es war warm, zu warm für die Jahreszeit, da reagieren Menschen anders als bei normalen Temperaturen. Jedem konnten einmal die Reifen seines Autos durchstochen werden, das sollte kein Grund zur Panik sein, höchstens ein Ärgernis, bei mir dachte ich anders. Ich stand in einem gefährlichen Prozess, und Kleinigkeiten konnten bei mir oft große Wirkungen auslösen. Oft begann ein Fall relativ harmlos, bis er dann eskalierte. Hinzu kam mein Gefühl. Schon oft habe ich es angesprochen, und schon oft konnte ich mich darauf verlassen.

Auch jetzt hatte es sich gemeldet. Da lag wieder etwas in der Luft,

wie ich vermutete. Wir würden sehen...

Mittlerweile hatten wir den Park erreicht und auch die Straße, die ihn von Nord nach Süd teilte. Der Verkehr hielt sich in Grenzen. Die grüne Lunge sollte in ihrem Innern nicht durch zuviel Benzingestank verpestet werden. Es waren zahlreiche Menschen unterwegs. Familien zogen noch in den Park, um das warme Wetter zu genießen. Auch Gruppen junger Leute, die ihre Picknickkörbe und Musikinstrumente mitgenommen hatten. Das Bild glich schon fast dem eines Hochsommers, hätte die Sonne nicht so tief gestanden. Sie wies auf die wahre Jahreszeit hin. Auch im Innern des Wagens war es warm geworden. Nicht nur ich schwitzte, der Fahrer ebenfalls, und ich sah in seinem Nacken die kleinen Schweißperlen.

Ein Fenster hatte er nicht geöffnet. Das Gebläse sorgte für warme Luft. Ich sah bereits den großen See, »The Serpentine«, genannt. Hin und wieder schimmerte die grüne Fläche durch das Laub der Bäume. Bunte Boote fuhren auf dem Wasser. Man ruderte, fuhr Tretboot oder Elektroboot.

Ein friedliches Bild, und ich dachte über Logan Costello nach. Schräg hatte ich mich hingesetzt, die Augen halb geschlossen, irgendwie war ich müde geworden. Auch die Beerdigung war mir auf den Magen geschlagen, so kam einiges zusammen.

Bis der Fahrer beschleunigte.

Zuerst dachte ich an eine normale Reaktion, vielleicht wollte er jemand überholen, dann kam er von der Straße ab, und im nächsten Augenblick peitschten schon Zweige gegen die Karosserie.

Mir wurde bewusst, dass wir in einen kleinen Seitenweg eingefahren waren, und einen Augenblick später riss jemand die Tür auf. Es war der Fahrer.

Ich sah ihn geduckt aus dem fahrenden Wagen hechten, der steuerlos weiterfuhr, und vor dessen Kühlerschnauze ein gewaltiger Baumstamm in die Höhe wuchs.

Eine Kollision war nicht zu vermeiden, auch ich würde nicht schnell genug diesem Blechgefängnis entkommen. Um nicht bei dem Aufprall wie eine Puppe durch den Ford geschleudert zu werden, tat ich meiner Ansicht nach das einzig Richtige.

Ich rollte mich zusammen und ließ mich dabei in den Raum zwischen Fond und Vordersitze fallen. Dort kauerte ich wie eine Katze, darauf gefasst, den Aufprall zu erleben.

Er kam. Es war ein gewaltiger Stoß, ein Schütteln, ein Krachen und das dumpfe »Schreien« von sich verbiegendem Blech.

Scheiben zerplatzten, als hätte jemand mit dem Hammer dagegen geschlagen. Ich hatte mein Gesicht in den angewinkelten Armen vergraben, damit mir die Splitter nicht die Haut aufrissen. Zwar wurde ich in dem Raum hin- und hergestoßen, mehr geschah nicht. Ich wurde nicht durch das Innere katapultiert, sondern blieb dort hocken. Bis auf das gequält klingende und übertourige Heulen des Automotors war es still geworden. Auch der Motor verstummte sehr bald, so dass mir die nachfolgende Stille drückend und unnatürlich vorkam. Ich holte einige Male tief Luft, schüttelte den Kopf und dachte an den Fahrer, der meine Gedankenlosigkeit ausgenutzt und mich in die Falle gelockt hatte.

Weshalb?

Den Grund würde ich erfahren, da war ich mir sicher. Zunächst einmal musste ich dieser Rattenfalle entkommen und hoffte, dass sich die Türen noch öffnen ließen.

An der rechten Seite klemmte sie. Also kroch ich auf die linke und versuchte es da.

Zuerst bekam ich sie auch nicht auf. Als ich mit der Schulter nachdrückte, gelang es mir. Freie Bahn. Zur Hälfte schwang die Tür auf, bevor ich mich aus dem zerstörten Taxi schob.

Ich kroch über den Boden, roch das Gras, auch die Erde und suchte nach einer Deckung.

Das Geräusch des Abschusses war kaum zu hören. Dafür vernahm ich den Luftzug dicht an meiner rechten Kopfseite und auch den Einschlag hinter mir genau in die Innenverkleidung der Tür. Dort hatte die fast lautlos abgefeuerte Kugel getroffen.

Ein Warnschuss?

Ich blieb einen Moment liegen, dachte an den berühmten Präsentierteller und hörte Schritte. Sie schleiften durch das Gras, aber sie drangen nicht nur aus einer Richtung an meinen Gehörgang, sondern aus vier verschiedenen.

Da wusste ich Bescheid!

Ohne die anderen gesehen zu haben, blieb ich liegen und hörte auch einen Befehl. »Es ist gut, wenn du so reagierst, Sinclair! Rühr dich nicht, wir pumpen dich voll!«

Das konnte ich mir gut vorstellen. »Und jetzt weg mit der Kanone!«

Ich bewegte mein rechtes Handgelenk und gab die Beretta ab. Etwa zwei Schrittlängen von mir entfernt blieb sie liegen. Jemand bückte sich, eine Hand geriet in mein Gesichtsfeld, dann wurde die Beretta weggenommen.

»Kannst aufstehen, Bulle!«

Die Stimme kam mir bekannt vor. Der Taxifahrer hatte gesprochen. Ich kam langsam in die Höhe, schüttelte dabei den Kopf und gab mich niedergeschlagener, als ich es tatsächlich war.

Eine Chance hatte ich trotzdem nicht. Sie waren zu viert, ich leider nur allein. Und sie standen in einem Halbkreis vor mir, hielten ihre schallgedämpften Waffen so in der Hand, dass die Mündungen genau auf meinen Körper wiesen. Wenn ich eine falsche Bewegung machte, würden sie mich durchlöchern, das stand fest.

»Soll ich auch die Arme heben?« erkundigte ich mich.

»Nein!«

Die Antwort bewies mir, wie sicher sie sich fühlten. Das konnten sie auch, verdammt. Der Wagen war nur mehr ein Haufen verbeultes

Blech. Er hatte sich förmlich mit seiner Kühlerschnauze an dem Baumstamm hochgedrückt. Die Motorhaube stand weit offen. Sie sah so aus, als würde sie jeden Augenblick nach hinten auf das Dach fallen. Niemand kam, um zu schauen. Meine Gegner mussten die Umgebung gut unter Kontrolle haben, wobei ich mich fragte, wer sie waren und wer ihnen den Befehl gegeben hatte.

Ich schaute sie mir genauer an. Sie hatten es nicht einmal für nötig gehalten, sich zu maskieren. Harte Gesichter, ebenso harte Augen. Drei von ihnen, bis auf den Fahrer, hatten dunkles Haar. Das roch nach Mafia!

Wieder dachte ich an Costello. Er hatte zum großen Schlag gegen mich ausgeholt. Zu leichtsinnig war ich gewesen. Ein Mann wie er gab nie auf, auch wenn er fast ein Jahr wartete, bis er wieder zuschlug. In meiner Kehle wurde es eng, auf den Handflächen sammelte sich der Schweiß, und mein Blick saugte sich an den Waffen fest, die durch die aufgesetzten Schalldämpfer klobig und unförmig wirkten. Wenn sie mich jetzt erschossen, würde kein Hahn nach mir krähen. Leichter konnten sie es gar nicht haben..

Aber sie schossen nicht. Und so wechselte mein Blick zwischen ihren harten Gesichtern und den Mündungen der Waffen. Ich las in ihren Augen den Willen, mich zu erledigen. Sie hätten es bestimmt gern getan, irgend etwas hinderte sie daran.

Wahrscheinlich hatten sie einen anderen Auftrag bekommen. Dass der Fahrer seinen Revolver wegsteckte, erhöhte meine Chancen auch nicht. Seine drei Kollegen wurden um so wachsamer. Dafür holte der Fahrer etwas anderes hervor.

Es war eine Spritze. »Du bist jetzt ganz ruhig, Bulle«, sagte er und befahl mir, einen Schritt zur Seite zu gehen. »Bei der geringsten falschen Bewegung werden meine Freunde schießen.«

»Keine Sorge«, erwiderte ich rauh. »Ich bin nicht lebensmüde.«

Er lachte. »Das ist gut gesagt, Bulle. Allerdings bist du schon so gut

wie tot.«

Der letzte Satz klang selbstverständlich, und ich fühlte auf meinem Rücken die Gänsehaut.

Der Driver war ein Profi. Er näherte sich mir so geschickt, dass er niemals in die Schusslinie seiner Kollegen geriet. Von der linken Seite her kam er.

Ich blieb steif stehen. Aus dem Augenwinkel erkannte ich, dass er seinen Arm hob.

Die Nadel der Spritze kam mir vor wie eine Lanze, die blitzschnell vorgerammt wurde und durch meine Kleidung drang, als wäre diese überhaupt nicht vorhanden. Ich spürte den Einstich und zuckte wegen des plötzlichen Schmerzes zusammen.

Die Wirkung war frappierend. Obwohl ich es nicht wollte, taumelte ich nach hinten, stieß gegen den verunglückten Wagen und merkte, dass meine Knie weich wurden.

Im nächsten Moment gaben sie nach.

Mich überkam das große Zittern. Ich merkte auch die Dunkelheit, die sich allmählich ausbreitete, nicht nur mich erfasste, auch die vier Gangster. Sie verwandelten sich, wurden zu komischen Figuren und verschwanden vor meinen Augen in einem Trichter, dessen Öffnung ständig größer wurde und auch mich verschlang.

Von da an wusste ich überhaupt nichts mehr und merkte auch nicht, dass ich zu Boden fiel...

Logan Costello kam noch immer nicht darüber hinweg, dass es Sinclair gelungen war, in Rumänien zu entkommen. Zusätzlich regte er sich über die Tatsache auf, dass auf seinem Schreibtisch ein Bild seines Todfeindes stand.

Dazu noch eingerahmt, und so, dass Costello Sinclair stets anschauen konnte.

Freiwillig hätte er sich dieses Bild nicht aufgestellt. Es war der

Teufel persönlich, der ihn gezwungen hatte. Also musste Costello gehorchen. Er backte lieber kleine Brötchen. Dass Sinclair ihm in Rumänien entwischt war, wusste auch der Satan. Dementsprechend ätzende Kommentare hatte er abgegeben.

Nun war Asmodis wieder an Costello herangetreten. Ein erneuter Anlauf sollte unternommen werden. Leider durfte Costello mit Sinclair keinen kurzen Prozess machen, er musste ihn nur einfangen und zu einem bestimmten Platz schaffen lassen.

Worum es genau ging, darin hatte ihn der Teufel nicht eingeweiht. Costello hoffte allerdings, in naher Zukunft mehr zu erfahren. Wenn er es recht bedachte, mussten seine Männer John Sinclair eigentlich jetzt haben.

Ihr Plan war gut. Das musste er auch sein, schließlich hatte er seine besten Leute dafür ausgesucht. Wenn die versagten, wusste er nicht, wen er noch einsetzen sollte.

Obwohl draußen noch die Sonne schien, hatte Costello die großen Fenster seines Zimmers verdeckt. Lange Vorhänge hingen vor den Scheiben und berührten fast den Boden. Im Zimmer brannte nur mehr eine Lampe. Sie stand auf dem Schreibtisch, und ihr Licht fiel genau auf das im Rahmen steckende Bild des Geisterjägers.

Costello schaute darauf und verzog die Mundwinkel. Er bewegte kauend seine Kiefer, der Blick seiner Augen brannte sich an John Sinclairs Zügen fest, und der Hass auf diesen Mann schob sich wellenartig in dem Mafioso hoch.

Erwischen!, dachte er. Wir müssen ihn erwischen. Und wenn wir ihn haben, möchte ich es sein, der ihm eine Kugel in den Leib schießt oder ihn mit dem Messer durchbohrt.

Es gab auf der Welt keinen einzigen Menschen, den Costello so hasste wie John Sinclair. Er gab dem Geisterjäger die Schuld daran, dass viele seiner Geschäfte Fehlschläge geworden waren, und dafür würde er sich gnadenlos rächen.

Vielleicht noch heute...

Eines seiner Telefone meldete sich. Der Schreibtisch besaß einen elektronischen Körper und gehörte zu dem Modernsten, was dieser Markt zu bieten hatte.

Es war der rote Apparat, die Direktleitung, die nicht von sehr vielen Menschen angewählt werden konnte. Costello nahm den Hörer aus der Mulde.

»Wie haben ihn!«

Drei Worte sagte der Anrufer nur. Sie reichten, um in Costello ein Gefühl der Hochspannung zu erzeugen. Seinen Männern war etwas gelungen, von dem er lange geträumt hatte. Sie besaßen John Sinclair, den Geisterjäger. So einfach war das im Prinzip. Und was hatte er sich immer für Gedanken gemacht und Pläne gewälzt. Das konnte Costello kaum fassen.

»Sie sind noch da?«

»Ja«, sagte Costello. Es ärgerte ihn, dass seine Stimme heiser klang. Während der Antwort schaute er auf das Bild. Seine schmalen Lippen im grauen Granitgesicht verzogen sich zu einem kalten Lächeln. Aus den Augen wurden Schlitze. Er sah das Bild des Geisterjägers jetzt freiwillig an und dachte darüber auch anders.

Seine Leute hatten Sinclair und würden ihn herbeischaffen. Das war unwahrscheinlich. »Wo seid ihr jetzt?«

»In der Nähe. Sollen wir den Gefangenen in den Keller bringen?«

»Natürlich.«

»Und dann?«

»Wartet ihr, bis ich komme.«

»Bene, Capo.«

»War es schwer?«

Der andere lachte. »Nein. Wir wunderten uns, wie leicht er in die Falle ging. Wir hatten ihm die Reifen zerstochen, da hätte er misstrauisch werden müssen. Vielleicht wurde er es auch, nur

rechnete er nicht mit unserer Raffinesse.«

»Ja, man unterschätzt uns oft.« Mit diesen Worten unterbrach der Capo die Verbindung. Für einen Moment blieb er zurückgelehnt auf seinem wertvollen Ledersessel sitzen. Er spürte in seinem Innern ein Gefühl der Genugtuung. Dieses Gefühl machte all die Niederlagen wieder wett, die er in der letzten Zeit erlebt hatte. Er dachte auch an die schlechten Nachrichten aus Italien. Dort war es seinen Freunden an den Kragen gegangen. Jemand hatte ausgepackt, und Costellos Angst wuchs. Auch er hatte gute Verbindungen zu seinen italienischen Brüdern unterhalten. Die London-Connection führte von England nach Neapel. Wenn einige Leute nicht dichthielten, war er dran, und er hatte auch schon Killer abgestellt, um sie bei Bedarf nach Italien zu schicken. Desgleichen standen in den Staaten ebenfalls die Mörder Gewehr bei Fuß.

Dies alles verblasste nun nach dem großen Erfolg. Er hatte Sinclair, und er wusste wieder den Satan auf seiner Seite. Das war sehr gut, denn Asmodis würde ihm Schutz geben, solange er für ihn arbeitete und keinen gravierenden Fehler beging.

Im Hochgefühl des Sieges konnte Costello nicht anders, öffnete eine Lade seines Schreibtischs und holte eine Flasche Rotwein nebst Glas hervor. Er schenkte ein und hielt das Glas gegen den Lampenschein. Reflexe fielen auf die Flüssigkeit, die wie Blut wirkte. Costello dachte an das Blut seines Feindes Sinclair, das sehr bald fließen würde. Er hatte den ersten Schluck kaum genommen, als ihm etwas auffiel. Die Luft in seinem Arbeitszimmer war eine andere geworden. Sie roch unnatürlich scharf, und Costello nahm auch den Gestank von Schwefel wahr.

Er stellte das Glas weg. Nervös wurde er nicht, denn er wusste Bescheid. Im Sessel hockend drehte er sich um.

Der Teufel schaute ihn an!

Costello hatte ihn weder kommen sehen noch gehört. Asmodis stand

dort und hatte sein dreieckiges Gesicht mit den roten Augen zu einem scharfen Grinsen verzogen.

Normalerweise trat Costello Asmodis stets mit einer gewissen Befangenheit entgegen. Die hatte er nun abgelegt, als er das Weinglas hob, dem Teufel zuprostete und sagte: »Wir haben ihn!«

Asmodis nickte. Ansonsten reagierte er nicht. Nach einer Weile kam er vor. Wieder wurde Costello daran erinnert, wer ihn besucht hatte. Er spürte den Hauch der Hölle.

Es war wie immer, wenn der Teufel kam. Und er würde sich nie an dieses dunkle Flair gewöhnen können. Costello selbst war gnadenlos, war brutal und abgebrüht, kannte kein Pardon, wenn es um seine Interessen ging, doch Asmodis war ihm überlegen.

Er dokumentierte das Böse schlechthin.

Langsam kam er näher. Schwarz war er gekleidet. Der Umhang bauschte sich bei jedem Schritt auf, als würde der Wind ihn hochheben. Feuerrot glänzte sein Gesicht. Zum Kinn hin lief es spitz zu. Die Stirn war sehr breit und glänzte wie eine glühende Metallplatte. Hinzu kamen die feurigen Augen und das breite Maul. So zeigte sich Asmodis gern. Er konnte auch anders auftreten, als schöner Jüngling, als Verführer, als Beau oder als Monstrum.

Costello war sitzen geblieben, als Asmodis seinen Schreibtischsessel passierte. An der Seite blieb er stehen, beugte sich nach vorn und umfasste mit seinen dunklen Krallen das im Rahmen steckende Bild. Er zog es zu sich heran.

»Hat es dir Freude gemacht, es zu betrachten?« flüsterte er dem Mafioso zu.

»Nein, verdammt!«

Asmodis lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Aber ich sehe es mir gern an!«

Während dieser Worte hatte er ein Messer hervorgeholt. Es war eine sehr schmale Klinge. Sie schaute aus einem goldenen Griff, und

die Spitze wies auf Costello, dem dies überhaupt nicht gefiel. Asmodis lächelte.

»Keine Angst, ich will dich nicht töten.« Er schob das Bild zu Costello hinüber. »Da, nimm es!«

»Und dann?«

»Nimm es!«

Costello hob die Schultern. Der Teufel musste einen Grund haben, wenn er ihm dies befahl. Also nahm er es in die linke Hand. Seine rechte war noch frei. Er öffnete sie auf ein Nicken des Satans hin, und Asmodis legte den Dolch hinein.

Costellos Finger schlossen sich um den Griff. Er schielte nach oben. Sein unheimlicher Besucher stand dicht neben ihm. Er hatte den Blick gesenkt und schaute auf Costellos Stoppelhaar. »Du hast den Dolch, jetzt ramme ihn in das Bild.«

»Ich soll...?«

»Mach schon!«

Logan Costello sah darin keinen Sinn. Er durfte seinen Beschützer auch nicht enttäuschen, schaute auf Sinclairs Gesicht, seine Mundwinkel verzerrten sich, dann stieß er die Klinge vor.

Er hatte zwischen die Augen gezielt und wusste selbst nicht, aus welchem Grund er die Hand im letzten Augenblick noch drehte. So jagte die Spitze genau in die linke Wange.

Costello hatte den Rahmen mit der anderen Hand festgehalten, und er wunderte sich, welch ein Widerstand das Bild der Messerklinge entgegensezte.

So hart, dass der Dolch stecken blieb, nachzitterte und leicht nach unten fiel.

Wieder überzog ein breites Grinsen das Gesicht des Mafioso. Er schaute auf die leicht wippende Waffe und dann in Sinclairs Gesicht. Es veränderte sich. Costello rann ein Schauer über den Rücken. Er hatte plötzlich das Gefühl, als würde innerhalb des Rahmens kein

Foto stecken, sondern ein normales Gesicht. Ein Gesicht, das lebte...
Und plötzlich anfing zu bluten!

Genau dort, wo die Klinge getroffen hatte, quoll der rote Lebenssaft hervor. Er verteilte sich um die Messerspitze herum und rann danach am Kinn entlang über die Unterseite des Rahmens auf den Schreibtisch, wo er eine Lache bildete.

Sinclairs Blut...

Costello schaute auf. Es spielte für ihn keine Rolle, dass es seinen Schreibtisch verschmutzte, seine Augen begannen zu glänzen, als er flüsterte: »Das Blut des Feindes. Verdammt, das ist Sinclairs Blut.«

»Ja«, sprach Asmodis, »sein Blut für den Teufel!«

Costello schwieg. Er hatte Satans Worte gehört und dachte darüber nach. »Was meinst du genau damit?« erkundigte er sich.

»Weshalb haben wir wohl alles aufbauen lassen?«

»Du meinst im Keller?«

»Ja!«

Asmodis schaute auf das Bild, wo sich die Wunde um die Messerspitze herum allmählich schloss und kein Blut mehr hervorsickerte. »Ich habe dir hier ein magisches Spiel demonstriert«, erklärte er dem zuhörenden Costello. »Und ich wurde wieder daran erinnert, wie ich einmal auf der Blutorgel spielte, die durch Sinclairs Lebenssaft angetrieben werden sollte. [2] Damals hat es leider nicht geklappt, aber ich habe Zeit, und ich werde so etwas ähnliches wiederholen. Noch in dieser Nacht wirst du erleben, wie Sinclair sein Blut verliert. Er muss es verlieren, denn ich brauche es.«

»Willst du es trinken?« fragte Costello. »Wie ein Vampir?«

»Nein.«

»Wozu brauchst du es dann?«

Asmodis gab zunächst keine Antwort und schaute auf das Foto, das allmählich verkohlte. Es begann zu brennen. Beißender Rauch breitete sich aus. Träge floss er über den Schreibtisch. »Ich selbst

werde es nicht nehmen, ein anderer will es, um überleben zu können.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ist auch nicht nötig, Costello. Du bist in diesem Spiel nur eine kleine Größe. Tatsächlich geht es um ganz andere Dinge, wie du dir vorstellen kannst. Ich habe dich nur mehr als Hilfsperson eingesetzt. So, und jetzt gehen wir.«

»Wohin?«

Asmodis lachte ihn scharf an. »Haben deine Leute den Geisterjäger nicht geschnappt?«

»Das schon.«

»Und wo steckt er jetzt?«

Costello deutete mit dem Daumen nach unten. »Im Keller, wie es abgemacht war.«

»Da wollte ich hin. Du wirst mich begleiten und deine Männer wegschicken. Um Sinclair, um einen wehrlosen Sinclair, kümmern wir uns ganz allein.«

Logan Costello erhob sich. Er rieb sich die Hände. »Wüsste nicht, was ich lieber täte...«

Ich merkte, dass etwas mit mir geschah, leider konnte ich nicht sagen, was diese Männer mit mir vorhatten. Jedenfalls hatten sie mich weggeschafft. Ich lag auch nicht in einem fahrenden Wagen, dafür auf einer harten Unterlage und dachte darüber nach, dass die Wirkung der verdammten Spritze doch allmählich aufhören musste. Mein Kopf, schien gewachsen zu sein. Schmerzen verspürte ich hinter der Stirn keine. Dennoch hatte ich das Gefühl, als wäre dort alles mit Watte ausgefüllt und hätte den Kopf deshalb um einiges leichter gemacht. Sehen konnte ich auch noch nichts. Nur einen hellen Schleier, der mir bewies, dass irgendwo ein Licht sein musste. Aber ich fühlte. Das war das Schlimme an der Sache. Ich konnte fühlen,

tasten, denken und vor allen Dingen auch nachdenken. Ohne dass ich wusste, wo ich mich überhaupt befand, dachte ich darüber nach, wie es gewesen war, als man mich überrumpelt hatte. Immer wieder sah ich dieselbe Szene vor mir und dabei besonders die Spritze, die vor dem quallig verzerrten Gesicht des Mafioso erschienen war.

Danach hatte ich den Blackout gehabt und war auch jetzt nicht auf der Höhe.

Ich hörte die Stimmen. Sie klangen so weit entfernt, gleichzeitig wusste ich, dass dem nicht so war und sich die Sprecher in meiner unmittelbaren Nähe aufhielten.

So nahe, dass sie mich sogar berührten. Ihre Hände fuhren über meinen Körper. Jemand schob den Jackettärmel zurück, ein anderer hob mich an und zog mir die Jacke aus.

»Schneide ihm das Hemd auf!«

Sie machten sich erst gar nicht die Mühe, mir den Ärmel aufzukrempeln, sondern nahmen ein Messer. Es zerteilte den Stoff und glitt kalt über meine Haut. Schauderhaft.

Danach geschah nichts.

Noch immer lag ich da, wie in Watte eingepackt. Ich sah nichts, keine Konturen, keine Umrisse, keine Menschen, nur diesen hellen Streifen, der mich umgab.

Schritte klangen auf. Etwas quietschte erbärmlich, als es über den Boden geschoben wurde. Auch das konnte ich nur hören und merkte einen Augenblick später, wie jemand meinen Arm packte und ihn anhob.

»Halt ihn mit fest!«

Jemand stemmte sich gegen mich. Ich spürte die Hände auf beiden Schultern. So drückte mich der Unbekannte fest gegen die Unterlage, auf der ich lag.

Auch mein linker Arm war gepackt und sehr gestrafft worden. Ähnlich wie bei einer Blutabnahme.

Ein verrückter Gedanke, mir fiel eben keine andere Erklärung ein. Ob sie mir hier tatsächlich das Blut abzapfen wollten?

Wenig später bekam ich die Bestätigung. Ich spürte genau dort, wo sich die Ellbogenbeuge befand, einen harten Einstich, wie bei einer Spritze. Jeder wäre wohl zusammengezuckt, auch ich machte da keine Ausnahme. Da sich der Druck auf meinen Körper nicht verflüchtigt hatte, blieb ich zunächst still liegen. Ich konzentrierte mich dabei auf die Stelle, wo die Nadel mich in der Armbeuge getroffen hatte. Dort brannte das Fleisch noch immer ein wenig, und gleichzeitig merkte ich, dass man mir Fesseln anlegte. Zuerst am linken Gelenk, dann am rechten und zusätzlich an den Beinen. Man hatte mir die Beine gespreizt. Ich konnte wieder raten. Handschellen waren es nicht, ich tippte auf sehr eng sitzende Stahlringe, die auch meine Fußgelenke umschlossen.

»Alles klar!« meldete jemand.

Ein anderer sagte: »Bei mir auch.«

Ich wusste noch immer nicht, um was es ging. Eines war mir klar. Wehren konnte ich mich nicht.

»Dann gebt ihm das Gegenmittel!«

»Sollen wir nicht lieber...?«

»Nein, mach schon! Es kann nichts mehr passieren. Der Boss hat es so angeordnet. Danach können wir verschwinden.«

Jemand lachte. »Ich werde einen draufmachen. Nach dem heißen Job immer.«

»Gib nur acht, dass du nicht zuviel draufmachst. Das könnte böse für dich enden.«

Die Antwort ging in einem für mich undeutlichen Gemurmel unter. Natürlich hatte ich längst erkannt, um wen es sich bei den Sprechern handelte. Es waren die Stimmen der vier Männer, die mich auch überwältigt hatten. Knallharte Profis. Killer, die mir keine Chance lassen würden, das stand für mich fest.

Sehen und hören konnte ich es nicht. Dennoch fühlte ich, dass jemand dicht an mich herantrat. Und zwar an der rechten Seite. Wieder wurde die Spritze durch meine Kleidung gestoßen. Ich hatte damit gerechnet und zuckte nicht einmal zusammen.

Wenn das Gegenmittel so schnell reagierte wie das zuerst eingespritzte, würde der helle Schleier bald weichen, so dass ich wenigstens erkennen konnte, wo ich mich befand.

Das geschah auch. Als wäre noch jemand da gewesen, der einen Vorhang zur Seite zog, so kam ich mir vor.

Sehr langsam ging alles, Stück um Stück, als sollte es besonders spannend gemacht werden.

Allmählich hellte sich das Zimmer auf. Ich sah wieder Licht und erkannte einen flachen Lampenschirm, unter dem die Birne nur unvollständig verborgen war.

Das Licht bildete um die Lampe herum ein Oval. Es schuf so eine helle Insel innerhalb des kahlwandigen Raumes, der zu meinem Gefängnis geworden war. Zudem berührte es auch die Tür. Sie konnte man als ausbruchsicher bezeichnen, denn sie bestand aus Stahl. Ein Fenster sah ich nicht, und so blieb als erste Zusammenfassung nur, dass man mich in einen Kellerraum geschleppt hatte.

Betonwände, die Stahltür und vier Killer - das war perfekt, da kam ich aus eigener Kraft nicht mehr raus. Ich hätte nicht einmal gefesselt zu sein brauchen, so aber schnürten mir die Eisenringe meine Gelenke hart zusammen.

Flach lag ich auf der Unterlage. Völlig wehrlos musste ich mich den vier Killern ergeben.

Sie standen vor meiner Holzpritsche und grinsten kalt. Zwischen mir und ihnen stand ein kleiner Tisch. Auf ihm sah ich einen seltsamen Gegenstand.

Es war ein Stundenglas. Man konnte es auch als übergroße Eieruhr

bezeichnen. Das Licht der Lampe warf einen matten Schein auf das ansonsten ziemlich dunkle Glas, und vom unteren Ende des Stundenglases führte ein dünner Schlauch zu meinem Lager hin. Ich verfolgte den Weg des Schlauchs mit meinen Blicken und musste feststellen, dass er dort endete, wo sich mein Arm befand. Genau in der Beuge!

Nachdem ich den Kopf verrenkt hatte, sah ich die schmale Glaskanüle, die aus meinem Arm stach und die Metallklammer, die den Schlauch dicht dahinter zusammendrückte, so dass mein Blut noch nicht in das Stundenglas laufen konnte.

Wurde die Klammer jedoch gelöst, hatte der Lebenssaft freie Bahn!

Obwohl ich mich dagegen wehrte, bekam ich Angst. Mein Herz klopfte schneller als gewöhnlich. Mir war plötzlich klargeworden, was sich da abgespielt hatte, als ich mich in diesem komaähnlichen Zustand befand. Meine vier Feinde hatten alles für eine Blutübertragung im negativen Sinne vorbereitet. Auf Vampirart hatten sie vor, mir den roten Lebenssaft abzunehmen.

Allmählich wurde mir mulmig zumute. Ich dachte bereits darüber nach, wie viel Blut ein Mensch besaß und wie viel er abgeben konnte, bis er starb.

Sterben!

Ja, es war eine Art des Sterbens. Man wollte mich auf qualvolle Art und Weise umbringen. Mein Blut sollte zu irgend etwas dienen, von dem ich bisher noch keine Ahnung hatte.

Heiß und kalt wurde mir zugleich. Das musste auch den vier Gangstern aufgefallen sein, denn derjenige, der auch das Taxi gefahren hatte, beugte sich vor und fragte: »Angst, Bulle?«

»Wieso?«

Er grinste scharf. »Ich sehe den Schweiß auf deinem Gesicht. Das kommt von der Angst.«

»Nein, mir ist es warm.«

Er lachte schallend, die anderen fielen mit ein. Es bereitete ihnen Vergnügen, einen wehrlosen Polizisten vor sich zu sehen. Und wehrlos war ich wirklich in diesen Momenten.

Es hatte auch keinen Sinn, an den Stahlklammern zu zerren oder zu ziehen. Sie saßen einfach zu fest. Ich hätte mir höchstens die Gelenke eingeschnitten.

Dass man mich noch nicht sofort erledigt hatte, ließ darauf schließen, dass gewisse Leute noch etwas von mir wollten. Vielleicht bekam ich von den Killern Antwort.

»Was soll das alles?« fragte ich sie. »Wollt ihr mein Blut haben?«

»Wir nicht«, erwiderte der Fahrer.

»Wer dann?«

Er kam einen Schritt vor und beugte seinen Kopf nach unten, damit er mich aus der Nähe sehen konnte. »Wir nicht, Bulle, sondern ein anderer. Der Teufel. Ja, der Teufel. Dein Blut für den Teufel, Sinclair, so habe ich es gehört. Ist das nicht gut?«

»Meinst du Asmodis oder Costello?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Nein, eigentlich nicht. Beide sind fast gleich schlimm. Aber ihr seid Costellos Leute?«

»Natürlich.«

»Was hat er euch für meine Entführung gezahlt...«

Eine Antwort bekam ich nicht. Ich hörte das Quietschen der Tür, sie wurde aufgestoßen.

Logan Costello kam. Er ging nur zwei Schritte in den kahlwandigen Kellerraum, blieb stehen und gab seine Befehle. »Verschwindet«, sagte er zu seinen Leuten. »Ich will mit Sinclair allein sein.«

Die Männer gehorchten ihm aufs Wort. Der Fahrer erklärte Costello noch einmal, wie man mich gefesselt hatte, und der Mafioso nickte mit einem sehr zufriedenen Gesicht. Er wartete, bis der letzte die Tür hinter ihm geschlossen hatte, ehe er näher kam.

Ich hatte Muße, ihn mir anzuschauen. Nein, er sah nicht verändert aus. Vielleicht war sein Gesicht noch grauer geworden, die Falten drin noch härter, ansonsten war er ganz der Alte. Logan Costello, der Mann, der Londons Unterwelt beherrschte, der mit eiserner Hand regierte, mein Todfeind war und nun den Triumph hatte, mich wehrlos vor sich liegen zu sehen. So etwas musste er genießen, es bereitete ihm einfach Freude, den Todfeind in den Händen zu wissen.

Deshalb konnte ich sein süffisantes Grinsen verstehen. Bestimmt zählte er bereits nach, wie viele Todesarten er für mich bereithielt. Wie ich Costellos perverse Phantasie kannte, waren das sicherlich eine ganze Menge.

Er blieb dort stehen, wo sich etwa die Mitte zwischen meiner Pritsche und dem Stundenglas befand. Nickend schaute er auf mich herab. »Also doch«, sagte er leise und ungewöhnlich scharf. »In Rumänien bist du mir entwischt, aber hier in London habe ich dich bekommen. Sehr schnell und auch einfach ging es. Ich frage mich, ob ich all die Jahre nur geschlafen habe, weil ich dich noch frei herumlaufen ließ.«

»Was willst du?«

»Nur deinen Tod, Sinclair. Aber leider, und das kannst du ruhig wissen, muss ich mich einem anderen beugen, der mächtiger ist und über mir steht. Ahnst du was?«

»Asmodis!«

»Genau. Er bat mich, ihm einen Gefallen zu tun. Ich konnte nicht nein sagen und fühlte mich gleichzeitig geehrt, dass er wieder auf mich zurückgekommen ist. Ich hätte nie gedacht, dass der Teufel so ehrlich sein kann. Er gab zu, dass er andere eingesetzt hatte, aber die haben es wohl nicht geschafft. Ich hörte von einem gewissen Pernell Kent. Auch er konnte nichts erreichen. Den Würfel des Unheils hat er nicht, wobei Asmodis darüber nachdenkt, mir zu erlauben, den Würfel zu holen. Das wird erst nach deiner Vernichtung sein.«

Logan Costello hätte mich gern getötet, das wusste ich. Nur musste er seinem Herrn und Meister Tribut zollen, und da konnte er nicht so, wie er gern wollte.

»Ihr möchtet mein Blut?« fragte ich, obwohl der Satz mehr nach einer Feststellung klang.

»Ja.«

»Und wofür?«

»Das kannst du Asmodis fragen.«

»Er ist nicht hier.«

»Keine Sorge, er wird bald erscheinen. Ich habe nur alles vorbereitet.«

Costello streckte einen Arm aus und berührte mit zwei Fingern die Schlauchklemme. »Wenn ich sie aufdrücke, ist es um dich geschehen, Sinclair. Dann wird dein Lebenssaft fließen, und wir werden ihn im Stundenglas sammeln...«

»Der Satan ist kein Vampir!«

»Das nicht«, stimmte er zu. »Aber er braucht das Blut auch nicht für sich, wie ich hörte. Soviel ich weiß, will er einem anderen einen Gefallen erweisen.« Costello lachte. »Aber das soll er dir selbst sagen, wenn er kommt. Es wird nicht mehr lange dauern...«

Nein, es dauerte auch nicht lange, denn an der Tür sah ich das rote Leuchten. Innerhalb des Rechtecks glühte es auf, als würde jemand den Stahl mit einem Schweißbrenner bearbeiten. Der Umriss wurde so groß, dass er die Ausmaße eines Menschen besaß.

Und in der Tür zeichnete sich eine feuerrote Gestalt ab. Asmodis - mein Todfeind!

Glenda Perkins war zusammen mit den Kollegen in einen Wagen gestiegen. Es war ein dunkelbrauner Mercedes Diesel, der fünf Personen Platz bot. Glenda saß im Fond und schaute hinaus. Das Fenster hatte sie nach unten gekurbelt, denn die Sonne schien schräg

in den Wagen, so dass die Wärme bald nicht mehr auszuhalten war. Diesel-Motoren haben zwar eine lange Lebensdauer, manchmal aber auch ihre Tücken. Vor allen Dingen dann, wenn sie schon älter sind. Auch nach dem Vorglühen wollte die alte Karre, wie der Fahrer sie bezeichnete, einfach nicht anspringen. Er tuckerte ein paar Mal, das war alles.

»Kauf dir doch einen englischen Wagen«, wurde gelästert.

»Nach der nächsten Gehaltserhöhung.«

»Und woher hast du den?«

»Geschenkt bekommen.«

»Na dann...«

Andere Kollegen fuhren vorbei und winkten sogar, während sich der Fahrer noch immer bemühte, sein altes Schätzchen in Gang zu bekommen. Es wurden bereits Wetten abgeschlossen, wobei jemand spottete, dass man zu Fuß schneller sein würde.

Endlich sprang der Motor an. Er bockte, aber das machte nichts. Hauptsache, sie kamen voran. »Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen«, meinte der Fahrer.

Das Lokal, in dem sich die Kollegen treffen wollten, lag in der City, nahe an der Grenze zu Soho. Es war das Stammlokal des Verstorbenen gewesen, ein gemütlicher Pub, das Richtige zum Entspannen. Glenda war schweigsam. Auch sie hatte gehört, wie man den Kollegen umbrachte. Es musste furchtbar gewesen sein. Sie drückte ihre Sonnenbrille vor die verweinten Augen, schaute aus dem Fenster, sah dem Verkehr zu, hörte die Gespräche der Kollegen vorbeiplätschern und zuckte plötzlich zusammen, als sie John Sinclair entdeckte. Er stand an der Straße und hielt ein Taxi an.

Sofort war Glenda hellwach. Sie verstand nicht, weshalb er das tat. Schließlich war er mit dem Bentley gekommen und ließ sich jetzt zu Scotland Yard oder wo auch immer hinbringen?

Das war seltsam...

Bevor sie dem Geisterjäger noch zuwinken konnte, schob sich das Taxi, es war ein Ford Granada, zwischen sie und dem Geisterjäger, so dass Glenda die Sicht auf John genommen wurde.

Sie sah noch den Bentley. Er parkte am Straßenrand. Die anderen Kollegen hatten John nicht gesehen. Glenda erzählte ihnen auch nichts davon, auf dem Weg zum Ziel allerdings drehten sich ihre Gedanken pausenlos um diese Tatsache.

Auch beim ›Leichenschmaus‹ war sie nicht so recht bei der Sache und gehörte zu den ersten, die sich verabschiedeten. In der Nähe gab es eine U-Bahn-Station.

Der Nachmittag war noch, nicht so weit fortgeschritten. Beim Yard wurde gearbeitet, und dort hoffte Glenda, den Geisterjäger anzutreffen. Da konnte sie ihm die Fragen stellen, die ihr auf dem Herzen brannten. Als sie das Vorzimmer betrat, waren ihre Schritte gehört worden. Suko erschien in der Zwischentür. Er schaute auf seine Uhr und fragte: »Du bist schon da?«

»Ja.« Glenda zog ihre dunkle Kostümjacke aus und hängte sie auf den Bügel.

»Hast du John nicht mitgebracht?« fragte Suko.

Jetzt zeigte sich Glenda überrascht. »Wieso das denn? Ist er nicht schon längst hier?«

»Nein.«

Glenda fuhr durch ihr Haar. Sie blieb stehen und machte einen etwas hilflosen Eindruck. Das fiel auch Suko auf. Er fragte: »Was hast du? Was ist geschehen?«

»Nichts besonderes an sich... nur John ist nicht mit seinem Wagen gefahren. Er stieg in ein Taxi.« Suko schüttelte den Kopf. »Verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

Der Inspektor nahm Glenda und drückte sie auf einen Stuhl. »So, Mädchen, jetzt berichte mal von vorn. Was ist da so Ungewöhnliches

gelaufen?«

Haarklein erzählte sie dem Chinesen, was sie beobachtet hatte. Suko hörte gespannt zu. Er schüttelte hin und wieder den Kopf. Eine Erklärung für das Verhalten des Geisterjägers wusste er auch nicht.

»Kannst du dir wirklich keinen Reim darauf machen?« wollte Glenda wissen.

»Nein.«

»Und er hat nicht angerufen?«

»Auch nicht.«

»Dann bin ich überfragt.«

Suko stand auf. Er begann damit, das Büro zu durchwandern. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt, allerdings sprach er nur, als Glenda ihn fragte und den Namen Costello erwähnte.

»Ja, das stimmt. Aus diesem Grunde hat John auch an der Beerdigung teilgenommen. Er glaubte daran, dass sich Costello eventuell selbst zeigen würde. Ich hielt davon nichts. Anscheinend habe ich mich getäuscht.«

»Dann meinst du, dass Costello dahintersteckt?«

»Kann sein.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Das ist mir einfach zu weit hergeholt. Denk daran, er ist mit einem Taxi weggefahren.«

Suko lachte leise. »Der Arm der Mafia ist leider überlang. Wenn Costello pfeift, tanzen auch eine Reihe von Taxifahrern, davon bin ich überzeugt. Vorausgesetzt, es war einer. Du hast den Wagen erkannt, Glenda?«

»Ja, ein Ford Granada.«

»Und die Nummer?«

»Weiß ich nicht.«

Suko verschwand in seinem Büro. Glenda, die ihm gefolgt war, sah ihn hinter dem Schreibtisch sitzen. »Es müsste doch herauszufinden sein, wem das Taxi gehört.«

»Bei Achtzigtausend?«

»So viele Granadas gibt es nicht.« Suko hatte sich bereits ein Telefonbuch geschnappt. Es gehörte nicht zu den offiziellen Büchern Londons, sondern war eine Spezialanfertigung, die es nur für die Polizei gab.

Suko ließ sich mit der Zentrale verbinden. Dort war alles gespeichert, was die Taxen betraf.

Nach einem Rückruf, aus Datenschutzgründen, begann Suko mit seiner Fragerei. Er richtete sich auf ein langes Gespräch ein und war um so überraschter, als er sofort eine Antwort bekam.

»Wir haben den Wagen schon vermisst, Inspektor.«

»Und?« Der Chinese nahm eine andere Haltung ein.

»Es ist gefunden worden. Völlig demoliert. Im Hyde Park hat er sich um einen Baum gewickelt.«

»Was ist mit dem Fahrer?« fragte Suko.

»Den suchen wir noch.«

»Und der Fahrgast?«

»Über ihn wissen wir nichts. Tut uns leid. Ihre Kollegen sind benachrichtigt und auch am Ort des Geschehens. Wir machen uns große Sorgen um unseren Fahrer, Sir.«

»Ja, das ist verständlich. Sollte ich etwas Neues herausfinden, hören Sie von mir.« Suko legte auf.

»Da ist was passiert, nicht?« fragte Glenda.

»Ja.«

»Und?«

»Nichts Genaues weiß man.« Suko berichtete davon, was er erfahren hatte. »Es scheint jemandem gelungen zu sein, John Sinclair in eine Falle zu locken.«

»Costello!«

»Bist du sicher?«

Glenda nickte heftig. »Natürlich. Seinetwegen ist John schließlich

auch zu der Beerdigung gegangen. Ich sage dir, Suko, der wird irgendwie Wind von der Sache bekommen haben. Verlass dich drauf.«

So ganz wollte Suko das auch nicht abstreiten, und er stand auf, um Sir James zu benachrichtigen.

Der Superintendent hatte sofort Zeit für ihn. Auch er zeigte sich von Sinclairs Verschwinden überrascht. »Geht das noch mit rechten Dingen zu?« fragte er.

»Ich meine nein.«

»Sie haben die Zeitungen über die Verhaftungswelle in Italien gelesen?« fragte Sir James. Er schob seine Brille zurück. Die Augen hinter den dicken Gläsern funkelten.

»Natürlich.«

»Möglicherweise gibt es zwischen beiden Fällen einen Zusammenhang.«

»Wie kommen Sie darauf, Sir?«

»Costello kann sich ausrechnen, dass die Verhaftungswelle Kreise über Europa schlagen wird. Er ist in England der Mann der Mafia. Bestimmt wurden von den italienischen Kollegen auch Informationen über ihn gefunden. Um sich da vielleicht Rückendeckung zu verschaffen, hat er John Sinclair entführt.«

»Ist mir ein wenig weit hergeholt, Sir.«

»Dann sagen Sie Ihre Theorie.«

»Ich halte auch Costello für den Antreiber, aber ich denke da mehr schwarzmagisch. Er wird sich mit jemandem verbündet haben. Der Rumänen-Fall lief ja ähnlich, wie John berichtete. Vielleicht hat Costello noch einmal nachgestoßen.«

»Es gibt keinen Boris Bogdanowich mehr und auch keine Lady X«, erklärte der Superintendent. [3]

»Schon, aber andere.«

»Sie denken an den Teufel?«

Suko nickte. »An den, an die Großen Alten, an...«

Sir James winkte ab. »Hören Sie auf, Suko! Das ist alles richtig, nur glaube ich nicht daran, dass sich außer dem Teufel noch jemand Costello als Helfer aussucht.«

»Dann rechnen wir mit ihm.«

»Zuerst müssen wir wohl John Sinclair finden. Steckt tatsächlich Costello dahinter, müsste er uns sagen, was mit John geschehen ist. Das wird er aber kaum tun, und so haben Sie dafür zu sorgen, Suko, dass Sie Informationen bekommen.«

»Ich soll Costello angehen?«

»Ja, tun Sie das!«

Der Inspektor senkte den Kopf. »Das ist schwer«, flüsterte er, »so verdammt schwer. Costello schirmt sich ab. Ich hätte mich schon unsichtbar machen müssen, um...«

»Versuchen Sie es mit Magie!«

»Wie meinen Sie das?«

»Spannen Sie Myxin und Kara ein. Die beiden können Ihnen helfen. Vielleicht schaffen Sie es sogar, den anderen auf magische Art und Weise zu beschwören. Costello ist schließlich nicht allmächtig. Oder sind Sie anderer Ansicht.«

»Das nicht.«

»Dann los.«

Suko wusste, dass er entlassen war. Und er wusste ferner, dass auf seinen Schultern eine Verantwortung lastete, unter der er leicht zusammenbrechen konnte.

Glenda las ihm dies vom Gesicht ab, als er zurückkehrte. »Ich habe dir einen Tee gekocht«, sagte sie.

»Danke, das ist nett.«

Ihr brannten zahlreiche Fragen auf dem Herzen. Sie stellte sie erst, als Suko den ersten Schluck genommen hatte. Dann berichtete er, und Glenda wurde blass.

»Das sollst du alles schaffen?«

»Ja.«

»Packst du es denn?«

Der Inspektor verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln. »Frag mich etwas Leichteres, Glenda...«

Der alte Dämon siechte dahin!

Er hatte kaum noch Kraft, sich zu bewegen. Hin und wieder drehte er seinen Schädel - der eingetrocknet und blutleer wirkte, wobei die scharfen Falten an Wadis erinnerten, in denen nur mehr rote Blutreste klebten. Auch die Kraft seiner Spinnen ließ nach, das sah er genau. Ihr Blut war viel zu alt, es regenerierte sich nicht mehr. Sie gaben es zwar ab, aber es brachte kein Leben.

So lag er auf den wie gläsern wirkenden Fäden und gab sich einer einzigen Hoffnung hin. Es war der Teufel!

Er hatte Asmodis nie besonders gemocht, war aber auch kein direkter Feind von ihm gewesen. Ziemlich gleichgültig hatte er ihn stets betrachtet und auch zugeschaut, als andere Dämonen den Höllenherrscher stürzen wollten und dieser sich stark gewehrt hatte. Nie wäre der alte Dämon darauf gekommen, Asmodis einmal um Hilfe zu bitten, nun war er eingekreist, man wartete auf sein Ableben, um das Reich, in dem er noch regierte, unter Kontrolle zu bekommen. Besonders einer lauerte schon ganz in der Nähe. Es war Gorgos, der Gläserne.

Er gehörte zu den Großen Alten, und all das, was mit Kristallen und magischem Glas zu tun hatte, benötigte er. Besonders die gläsernen Spinnen, in deren Körper das Blut dampfte und kochte, waren es, die dieser Welt das Leben gaben. Wenn Gorgos sie in seine Finger bekam, konnte auch der Teufel nicht mehr helfen.

Der Gläserne würde sich hüten, die Spinnen zu zerstören. Dann brach auch das dämonische Reich zusammen und implodierte wie

eine Fernsehröhre. Deshalb ging Gorgos mit subtileren Methoden vor. Er lag auf der Lauer. Er beobachtete genau, was vor sich ging, und er weidete sich an den Qualen des dahinsiechenden Dämons. Manchmal zeigte sich der Gläserne. Dann schob er sich aus der Unendlichkeit hervor, und der Sterbende, der auf dem Rücken lag, konnte ihn über sich erkennen.

Die Schwärze der Dimensionen wurde durch einen milchigen Schleier erhellt. Zunächst wirkte er wie ein heller Schatten, anschließend nahm er Konturen an, bildete ein dämonisches Glasgitter, aus dem sich lange Fäden lösten und wie dünne Finger vortasteten.

Sie fielen nach unten, zielten auf das gläserne Spinnennetz, das trotzdem noch hielt.

Immer wenn sich die beiden unterschiedlichen Magiearten berührten, zischte es auf. Dann entstanden Wolken, die wie flüchtiger Nebel dahintrieben und irgendwo zu kleinen Kristallen erstarrten. Es war eine unheimliche Welt, eine kaum fassbare, in der ein lautloser Schrecken das Kommando führte.

Sehr wohl merkte der Sterbende, dass der andere bereit war, sein Reich zu übernehmen, und er hoffte in seinem tiefsten Innern auf den Teufel. Asmodis war stark. Er brauchte nur das Blut des Gerechten, um die Magie des anderen zu zerstören und gleichzeitig das Reich wieder aufzubauen.

Die Glasspinnen produzierten Blut. Sie regenerierten es in ihrem Innern, nur besaß es einfach nicht mehr die Kraft. Es war zu schlecht, zu ausgelaugt, viel zu dunkel und konnte keine Impulse mehr geben. Das wusste der Dämon. Und so lag er weiterhin bewegungslos in seiner schweigenden Welt und hoffte auf den Teufel...

Der aber befand sich noch woanders.

In der normalen realen Welt, so dass ich ihn deutlich sehen konnte.

Kraft seiner Magie hatte er es geschafft, die geschlossene Tür zu überwinden, und so kam er näher.

Ich kannte seine Gestalt zu gut, als dass ich noch Überraschung gezeigt hätte. Der Teufel präsentierte sich wieder in seiner hässlichen Art. Sein dreieckiger Schädel, die bösen Augen und auch der kalte Flammenkranz um seinen bemantelten Körper, der nun zusammenbrach, als sich der Satan mir näherte.

Das Licht der Lampe reichte ihm völlig aus. Er schaute mich an, sah mich liegen und lachte rauh.

Ich wusste, dass ich meine Chancen verscherzt hatte. Asmodis konnte mit mir machen, was er wollte. Deshalb las ich auf seiner Fratze auch den Triumph, den er in seinem Innern verspürte.

Er hatte mich, seinen Erzfeind! Darauf allein war es ihm angekommen. Vor der Pritsche, auf der ich lag, blieb er stehen. Er breitete seine Arme aus und stemmte die Hände rechts und links neben meinem Körper auf das Holz.

So starrte er nach unten. Es war ein gnadenloser, ein abschätzender Blick. Der Hass sprang mir förmlich entgegen, ich merkte seinen Willen, mich zu vernichten, er tat es nicht.

Und ich besaß noch einen Vorteil.

Zwar verdeckt, aber dennoch vorhanden, lag mein Kreuz auf der Brust. Das spürte auch der Teufel, denn er zuckte wieder zurück, da er diese Aura hasste.

Er drehte sich um. Logan Costello wartete im Hintergrund. Der Mafioso wusste genau, dass er nur mehr die zweite Geige spielte, wenn der Satan anwesend war.

»Du hast es ihm nicht abgenommen!« sagte Asmodis.

»Was?«

»Sein verfluchtes Kreuz!« Asmodis schüttelte sich, als er den Namen aussprach. »Nimm es ihm weg!«

Costello nickte heftig. »Es tut mir leid, ich hatte es vergessen.

Entschuldigung.«

»Spar dir deine Worte und überlege vorher. Du wirst es nehmen und fortschleudern. Erst wenn Sinclair seinen verdammten Talisman nicht mehr hat, gehört er ganz mir.«

Costello näherte sich mir von der Seite. Ich war fest angebunden und konnte nichts tun. Unter seiner dunkelgrauen Anzugjacke holte er eine Waffe hervor und ließ mich in die Mündung blicken.

»Die brauchst du nicht!« erklärte Asmodis. »Knöpfe sein Hemd auf, nimm ihm das Kreuz ab und wirf es weg!«

Costellos Augen leuchteten. Er ließ den Revolver tatsächlich verschwinden und hätte mir bestimmt gern noch eine Kugel verpasst, doch er musste den Gesetzen gehorchen.

Beide Hände nahm er zu Hilfe, als er sich daran begab, mein Hemd aufzuknöpfen. Seine Finger zitterten dabei, auch die Lippen bebten. In den Augen leuchteten Gier und Vernichtungswille. Fast der gleiche Hass wie beim Satan strömte mir von ihm entgegen.

Ich konnte nichts tun. Mich nicht mit Händen wehren und auch nicht mit den Füßen. Aber ich hatte noch meinen Mund, und ich wusste, wie man das Kreuz aktivierte.

Vorerst tat ich nichts, sondern wartete nur mehr ab, was wohl geschehen würde.

Meine Gefühle hielt ich so unter Kontrolle, dass nichts in meinem Gesicht abzulesen war. Ein Stöhnlaut der Erleichterung drang über die Lippen des Mafioso, als er es endlich geschafft hatte und an das Kreuz herankonnte.

Die Kette umfasste er vorsichtig mit beiden Händen, zog das Kreuz hervor, und seine Augen begannen zu glänzen.

Ich schielte auf das Silber. Dabei sah ich das Blitzen an den Seiten und auch in der Mitte. Da tat sich etwas. Das Kreuz merkte genau, welch magische Strömungen mich, seinen Träger, behinderten. Und es wollte dagegen an.

Ich verstärkte diese Magie noch und rief laut und deutlich die entscheidenden Worte. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Im gleichen Augenblick reagierte das Kreuz!

Mit der Wucht eines Orkans explodierte die Magie, die innerhalb meines Talismans steckte. Und dabei geschah - nichts...

Ein Widerspruch, aber ich empfand es so, denn es war für mich, als würde die Zeit stehen bleiben. Ich sah Costellos Gesicht, umgeben von einem hellen blendenden Schein, der ihn so gebannt hatte, als würde er in einem Eisklotz stecken. Er konnte sich nicht mehr bewegen, seine Hand schien mit dem Kreuz festgeklebt zu sein, und dann bekam er einen Stoß, der ihn zurückkatapultierte.

Er schrie nicht, ich schrie nicht.

Die Rufe stammten von einem anderen. Asmodis hatte sie ausgestoßen. Fürchterliches Höllengebrüll hallte durch den Keller und peinigte mein Trommelfell.

Ich sah den Teufel, der mit aller Kraft versuchte, eine Gegenmagie aufzubauen. Er stand inmitten einer schwarzweißen Spirale, die sich um ihre eigene Achse drehte und dabei einen Blick in eine ihm unendlich erscheinende Tiefe freigab. Mich erinnerte es an einen spiralförmigen Tunnel, der den Teufel verschluckte, aufsaugte und ihn von mir wegschleuderte.

Er selbst wurde kleiner, seine Schreie leiser, dann war er nicht mehr zu sehen. Die Kraft des Kreuzes hatte ihn vertrieben. Das Licht brach zusammen. Schweratmend und schweißnass lag ich noch immer auf der verdammten Pritsche, denn die magischen Kraft hatte es nicht geschafft, meine Fesseln zu lösen oder die Kanüle aus meinem Arm zu ziehen. Noch immer war ich ein Gefangener. Wäre der Satan allein da gewesen, mir wäre es bestimmt besser ergangen, aber dem Mafioso hatte die Kraft des Kreuzes nichts ausgemacht. Er war kein Dämon, nur ein Mensch, wenn auch ein schlechter, und er erholte sich wieder von der weißmagischen Attacke. Noch sah ich

ihn am Boden. Er schüttelte den Kopf wie ein Boxer nach einem harten Schlag, bevor er sich in die Höhe stemmte. Sein Blick, der mich traf, verhieß nichts Gutes.

Er ließ sich Zeit mit der Antwort, atmete zunächst einige Male tief durch, bevor er sagte. »Das, Sinclair, hast du nicht umsonst gemacht. Und du wirst es auch nicht mehr tun, das verspreche ich dir.« Er zog seinen schweren Revolver und zielte auf meinen Kopf.

Verdammter, jetzt musste ich die Nerven behalten. Ich war Psychologe genug, um erkennen zu können, dass Costello jeden Augenblick abdrücken konnte. Ich brauchte nur falsch mit den Augenwimpern zu zucken, und die Mündung kam mir immer näher.

Plötzlich spürte ich sie an meiner linken Wange. Er drückte sie so hart ins Fleisch, dass ich schon Schmerzen bekam. »Costello«, flüsterte ich.

»Überlegen Sie es sich.«

»Was soll ich überlegen?«

»Ob Sie schießen!«

»Na und? Das kann ich halten, wie ich will. Ich werde Sie töten. Ich habe nie eine so gute Chance gehabt...«

»Klar, klar!« flüsterte ich und stellte dabei fest, dass mir der Schweiß in Strömen aus den Poren trat. »Nur weiß ich nicht, ob Asmodis damit einverstanden sein wird. Er will mein Blut und bestimmt nicht das Blut eines Toten, verstehen Sie?«

»Das ist mir gleich.«

»Dann hätte er mich ja gleich umbringen können«, setzte ich rasch hinterher.

Costello schien zu überlegen. Jedenfalls war der Druck an meiner Wange nicht mehr so stark. »Okay, Sinclair, vielleicht hast du recht. Ich schwöre dir, wenn du noch einmal diese verdammten Worte sprichst, werde ich abdrücken. Dann zerreiße ich die Kugel das Hirn!«

»Ja, ich habe verstanden...«

Logan Costello nickte. Diese Bewegung übertrug sich auch auf den Waffenlauf. An meiner Wange begann er zu zittern. Ich rechnete damit, dass er das Kreuz jetzt an sich nehmen würde, das tat er nicht. Wahrscheinlich traute er sich nicht, das Kruzifix anzufassen, seine Kraft musste ihm unheimlich vorkommen.

Er brauchte es auch nicht. Seine Aufgabe war eine andere, und die hatte ihm der Teufel genau dargelegt. Die Waffenmündung blieb auch an meiner Wange, als er sich ein wenig drehte und den freien Arm ausstreckte.

Sein Ziel war die Schlauchklemme. Und die drehte er auf. Ich hörte sein Lachen und sah gleichzeitig, wie die ersten Tropfen Blut in den Schlauch drangen...

Hoch über der Nordsee und nahe der Insel Island bildeten sich die ersten Wolken. Grandiose, düstere Berge, die von Minute zu Minute mehr Kraft bekamen, sich über dem Meer noch weiter verdichteten und von einem orkanartigen Sturm erfasst wurden, um westwärts getrieben zu werden. Sie segelten über die rauhe See hinweg, bekamen einen leichten Drall nach Süden und nahmen Kurs aufs Festland. Es waren die ersten Herbststürme, die mit Urgewalten über die Inseln herfielen und auch größere Landmassen nicht verschonten. Schottland stand ihnen als Bollwerk entgegen. Hohe Berge stemmten sich an, uralte Bäume bogen sich im heulenden Wind. In den oberen Luftschichten waren die Temperaturen stark gefallen, so dass die Niederschläge dort durchweg als Schnee fielen. Die Gipfel der Berge zeigten schon bald weiße Kuppen.

Vorboten des Winters.

In tieferen Lagen fiel wolkenbruchartiger Regen. Bäume, die den Gewalten nicht widerstanden, knickten um wie Streichhölzer. Auch durch die Straßen und Gassen der Ortschaften wirbelte der Sturm.

Die Menschen blieben in den Häusern, sie waren es gewohnt und richteten sich darauf ein. Manche empfanden das Klatschen der Regentropfen auf Dächern und gegen Scheiben sogar als beruhigend. Hoch oben in den Bergen, aber noch unterhalb der Gipfelhöhen lag das Kloster St. Patrick. Auch hier wütete der Sturm, brachte Kälte mit, so dass ein blasser Schneeregen schräg gegen die Mauern und in den Innenhof des Klosters fegte.

Der Schneeregen riss alles um, was nicht befestigt war. Sogar einen Holzbalken hatte er umgekippt, der träge über den Hof rollte. Er jaulte um den Brunnen, tobte in den Kronen der Bäume und riss fast wütend das Laub herab.

Die Mönche hatten sich hinter den Klostermauern verborgen. Selbst das fast schrille Läuten der Kapellenglocke wurde vom Heulen des Sturms übertönt. Das Abendgebet hatten die Mönche bereits gesprochen. Einige von ihnen gingen wieder ihrer Arbeit nach, andere lasen und frönten ihren Hobbys.

Es waren ausgesuchte Männer, die in der Stille des schottischen Berglandes ihr Leben verbrachten. Obwohl sie dort einsam lebten, waren sie nicht weltfremd, und seit neuestem besaßen sie sogar ein Telefon. Die Leitung war hochgelegt worden und an ein Ortsnetz angeschlossen. Der schwarze Apparat stand im Zimmer des Abts.

Vor einigen Jahren noch wäre so etwas unmöglich gewesen, aber es hatten sich Dinge ergeben, die es nahezu notwendig machten, über ein Telefon zu verfügen.

Das Kloster St. Patrick, das gewissermaßen fern jeglicher Zivilisation lag, war gleichzeitig ein Bollwerk gegen das Böse. Die hier lebenden Mönche wussten, dass Dinge existierten, für die es kaum Erklärungen gab. Sie waren zu Beginn der Welt entstanden, als sich die Begriffe Gut und Böse hervorkristallisierten.

Das Kloster war schon des öfteren von dämonischen Mächten attackiert worden, hatte aber jeden Sturm überstanden und konnte als

Bollwerk des Guten bezeichnet werden.

Jeder Mönch, der hier wohnte, wusste von seiner besonderen Verantwortung, die er zu tragen hatte. Und in letzter Zeit war die Verantwortung noch größer geworden, denn das Kloster beherbergte einen Gast. Eine blonde Frau, die in einer abgeteilten Kammer lag, mehr tot als lebendig wirkte und regelrecht vor sich hin vegetierte. Ein Mann zeigte sich für sie verantwortlich. Es war der Pater Ignatius. Er, ein Freund des Geisterjägers und Hersteller der geweihten Silberkugeln, hatte nicht nein sagen können, als John Sinclair mit der Bitte an ihn herangetreten war, Jane Collins aufzunehmen. Und so lag sie schon seit einigen Wochen da, wobei sich nichts an ihrem Zustand geändert hatte.

Auch der Pater war nach der Abendmesse noch in seine Schmiede gegangen, da er einiges richten wollte. Er schmiedete wie in uralten Zeiten. Jedes Stück war reine Handarbeit.

Gegen den Schneeregen hatte er sich angestemmt, die Tür geöffnet und schnell wieder hinter sich zugeschlagen.

In der Schmiede war es düster geworden. Er hörte das Heulen des Sturms. Die Laute drangen durch den Kamin, sie fuhren in die Flammenreste hinein, wühlten sie hoch und schleuderten die glühenden Teilchen in den Raum hinein. Pater Ignatius löschte den Rest des Feuers, indem er einen Eimer Wasser darüber kippte. Er hatte die alte Sturmlaterne angezündet. Einige Fenster waren noch nicht geschlossen. Auch durch die schmalen Öffnungen pfiff der Wind und brachte die nassen, schweren Schneeflocken mit, die in das Gesicht des Mönchs klatschten, als er sich nahe der Fenster aufhielt. Er schloss sie, räumte noch einiges zur Seite und deckte die Silberbarren ab, aus denen er die Kugeln herstellte.

Dann verließ er die Schmiede.

Der Pater hatte sich sonst immer in seine Studierstube zurückgezogen. Seit die Frau sein Gast war und unter seiner

Verantwortung stand, hatte sich sein abendlicher Rhythmus geändert. Er war nicht mehr für sich allein verantwortlich, jetzt musste er sich auch um seinen Gast kümmern. Sein erster Weg führte ihn in die Küche. Dort wurde er bereits erwartet. Der Koch putzte die beiden großen Herdplatten und schaute den Pater fragend an. »Du hast dich verspätet, Bruder Ignatius.«

»Es war der Sturm. Ich musste in meiner Schmiede noch etwas richten. Tut mir leid.«

»Ich habe etwas von dem Essen für dich warmgehalten.«

»Das ist sehr nett von dir.« Der Mönch deutete auf den verschlossenen Topf. »Was ist es denn?«

»Gemüse mit Hammelfleisch.«

»Das wird ihr schmecken.«

Der Koch holte ein Tablett. »Sag mal, wie lange wird sie noch bleiben?«

»Das hängt nicht von uns ab.«

»Sondern?«

Ignatius hob die Schultern. »Das sind Dinge, auf die wir keinen Einfluss besitzen, musst du wissen. Sie werden uns von anderen diktiert.«

»Meinst du deinen Freund John Sinclair?«

»Auch.«

Der Koch merkte, dass der Pater nicht so gern Auskünfte erteilte und hielt deshalb den Mund.

Er hatte das Tablett gefüllt und stellte es Ignatius auf die ausgebreiteten Arme. Danach öffnete er ihm die Tür. Es war still im Kloster. Die Mönche saßen in ihren Zellen und beschäftigten sich. Hin und wieder drang ein schwacher Lichtschein unter einer Türritze hervor und malte einen schmalen hellen Streifen auf die blanken Fliesen.

Erhellte wurde der Flur durch Kerzenlicht. Die Kerzen selbst

standen in bodentiefen Ständern und schauten nur mehr mit ihren
Dochten hervor, um die herum die Flammen tanzten.

Zielstrebig lief Pater Ignatius durch den Gang. Er musste ihn bis zu
seinem Ende durchgehen. Erst dort konnte er seine Schritte in den
Anbau lenken. Da lagen die Gästeräume. Es kam hin und wieder vor,
dass Wanderer aufgenommen wurden, die sich verlaufen hatten oder
einen Schlafplatz für die Nacht suchten.

In einem solchen Raum oder Zimmer lag auch die Frau. Der Pater
drückte die Klinke mit dem Ellbogen nach unten und konnte die
schwere Tür dann aufstoßen, ohne das Tablett aus den Händen legen
zu müssen.

Wie immer knarrte die Tür ein wenig in den Angeln, auch dieses
Geräusch wurde von der apathisch daliegenden Jane Collins nicht
vernommen.

Die Zellen der Mönche verfügten über elektrisches Licht. Dieser
Anbau nicht. Wer hier übernachtete, wollte nicht lesen, nur schlafen.
Vom Flur fiel noch schwacher Kerzenschein in das Zimmer der
Stille. Nur die Schritte des Mönchs waren zu hören. Er ging zum
Tisch, stellte das Tablett dort ab und zündete das Öllicht an. Als er
den Zylinder der Lampe abhob und der Docht Feuer gefangen hatte,
zuckte das weiche Licht auch über das Gesicht der liegenden Frau.

Ihre Züge sahen sehr weich aus. Die Lippen lagen zwar
aufeinander, dennoch sah das Gesicht aus, als würde die blonde Frau
lächeln. Ein positiver, optimistischer Gesichtsausdruck, wie der
Mönch fand, ein erster Hoffnungsschimmer vielleicht.

Diese Frau war keine geringere als Jane Collins!

Man konnte sie als magische Zeitbombe betrachten, denn sie war
nicht tot, obwohl sie es eigentlich hätte sein müssen, denn sie besaß
kein Herz mehr. Ein Mensch, der ohne Herz lebte, dafür jedoch einen
Würfel besaß, dessen Geheimnisse irgendwo im Dunkel der Zeiten
lagen und gewissermaßen als Orakel bezeichnet worden war.

Dieser Würfel hielt Jane Collins am Leben. Sie durfte nur nicht den Kontakt zu ihm verlieren.

Das war leider für wenige Sekunden geschehen, und so war aus der normal lebenden Frau dieses Wesen geworden, das in einem komaähnlichen Zustand lag.

Eine Frau mit einem Würfel, und dennoch ein Sicherheitsrisiko, denn um den Würfel hatte es zahlreiche Kämpfe gegeben, wie auch der Pater genau wusste. Er gehörte zu den wenigen, die von John Sinclair eingeweiht worden waren, und er wusste, wie gefährlich es trotz allem war, den Gast hier unter dem Dach zu halten.

Er hob den Deckel des Topfes ab, nahm den Löffel und legte das Gemüse auf den Teller.

Noch immer hatte Jane Collins so gut wie kein Wort gesprochen. Sie lag still auf dem Lager und schaute zur Decke. Kaum eine Bewegung, und wenn sie ausgeführt wurde, redete sie nicht. Ihre Stimme schien nicht mehr vorhanden zu sein, der Blick war zumeist nach innen gekehrt, als würde sie Dinge erkennen, die für andere unsichtbar waren. Pater Ignatius hatte im Laufe der Zeit Erfahrungen sammeln können. Er wusste ungefähr, welche Portionen Jane Collins am Abend zu sich nahm, danach richtete er sich.

Er setzte sich neben sie. Jane reagierte von allein, wenn sie dies sah. Ein flüchtiges Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie ihren Oberkörper in die Höhe schob und sich hinsetzte. In ihrem Rücken befand sich eine Stütze, so konnte sie nicht fallen.

Der Pater reichte ihr den einfachen Tonteller und das Besteck. Bevor Jane aß, sprach er ein kurzes Gebet.

Es machte ihr nichts mehr aus. Nichts deutete darauf hin, dass sie einmal eine gefährliche Hexe gewesen war und unter dem Bann der Satansdienerin Wikka gestanden hatte.

Die gab es nicht mehr. Wikka war Vergangenheit, aber Jane Collins Gegenwart.

»Wie geht es dir?« fragte der Pater. Es waren stets dieselben Fragen, und wie immer bekam er die stereotypen Antworten. Nicht akustisch, sondern durch ein Nicken. Gut, hieß das.

Jane Collins hatte den Teller angehoben und begann zu essen. Sie schaute hin und wieder den Pater an, der jedesmal, wenn ihre Blicke sich begegneten, anfing zu lächeln.

An manchen Abenden berichtete er auch von John Sinclair. Eine psychologisch gute Sache, wie er meinte, denn Jane Collins sollte merken, dass der Kontakt zur normalen Welt nicht abgebrochen war. Wenn sie auch nichts sagte, Father Ignatius sah trotzdem am Ausdruck ihrer Augen, dass sie sich darüber freute.

Sie aß mit gutem Appetit. Der Pater schaute ihr zu. Noch immer war sie hübsch. Das lange blonde Haar umrahmte das blosse, feingeschnittene Gesicht der Frau. Es war eine Schande, dass sie dahinvegetierte und manchmal dem Tod näher war als dem Leben.

Wenn sie den Würfel nicht mehr in ihren Besitz hatte, würde sie sterben. Das wusste sie, das wusste der Pater, das wussten alle Mönche des Klosters. Aus diesem Grunde hüteten sie den Würfel und auch die Person Jane Collins wie ihren Augapfel.

Es hatte Zeiten gegeben, da weinte sie. Einmal hatte es der Pater erlebt. Er war gekommen und hatte ihre Tränen gesehen, wie sie an den Wangen herabrollten. Als er nach dem Grund fragte, hatte Jane nur mit dem Kopf geschüttelt und sonst keine Antwort gegeben. Als sie den Teller geleert hatte, fragte Pater Ignatius nach einem Nachschlag. Sie schüttelte den Kopf.

»Möchtest du denn etwas trinken?« Jane nickte.

Nicht immer trank sie, deshalb hatte der Pater kein Wasser mitgebracht. Er nahm den Teller und das Besteck, stellte beides wieder auf das Tablett und brachte es hinaus. »Ich hole dir etwas«, erklärte er. »Warte einen Moment.«

Im Gang waren seine Schritte noch eine Weile zu hören, bevor sie

verklangen.

Er brauchte nicht in die Küche zu gehen, sondern in seine Zelle. Dort hielt er die Getränke verwahrt. Quell klares Mineralwasser und auch die Gläser.

Er wusste ebenfalls, wie viel Jane Collins ungefähr trinken würde und füllte das Glas bis ins obere Drittel. Mit ihm in der rechten Hand ging er den Weg wieder zurück.

Er hatte die Tür zu Janes Kammer nicht geschlossen. Sie stand so weit offen, dass ein Mensch hindurchgehen konnte. Während der letzten Tage hatte der Mönch nie Geräusche aus der Zelle vernommen. An diesem Abend war alles anders.

Da hörte er etwas.

Es war ein schweres Atmen, ein Keuchen, das an seine Ohren drang. Da sich niemand außer Jane in der Zelle befinden konnte, musste sie es sein, die diese Laute von sich gab.

Pater Ignatius bekam einen Schreck. Er ging schneller, das Wasser schwappte über den Rand und nässte seine Hand. Darum kümmerte er sich nicht, schob sich in den Raum und stellte das Glas auf den kleinen Tisch.

Es war uninteressant geworden, nur Jane zählte jetzt. Sie saß noch immer. Selbst im Licht der Öllampe war ihr Zustand zu erkennen. Ein hochrotes Gesicht, ein offener Mund, über dessen Lippen keuchend der Atem drang. Verdrehte Augen, innerliche Spannung, aufgeputscht durch ein Ereignis, das nur für sie allein sicht- oder fühlbar war. Ihre Hände hielten nach wie vor den Würfel fest. Nur härter diesmal, denn die Haut spannte sich dünn über die scharf hervorstechenden Knöchel.

Rasch nahm der Pater neben Jane Platz. Er legte seine Hände auf die ihren und fühlte die Wärme, die schon mehr einer Hitze glich.
»Was ist geschehen, Jane? Rede!«

Sie schüttelte so heftig den Kopf, dass ihre Haare flogen. Dabei

atmete sie noch schärfer. Auf ihrem Gesicht glänzte der Schweiß. Sie musste Schlimmes durchmachen, und der Pater bekam es allmählich mit der Angst zu tun. Konnte er überhaupt helfen?

Er hätte es gern getan, doch er wusste sich keinen Rat, wenn Jane nicht von allein redete.

Dies wollte oder konnte sie nicht, immer wieder nur schüttelte sie den Kopf, als wollte sie irgend etwas abwehren, dass sie störte.

»Jane!« Die Stimme des Paters klang drängend. Er hatte gewusst, dass es einmal dazu kommen würde, denn sie konnte nicht immer im Koma liegen bleiben. Der Würfel war eine geheimnisvolle, nicht erforschte Macht, ein Orakel, das sich irgendwann meldete.

Wie jetzt!

Obwohl Pater Ignatius lieber Jane Collins angeschaut hätte, senkte er seinen Blick und schaute auf den Würfel. Normalerweise schimmerte er in einer dunklen Farbe, eine Mischung zwischen Rot und Violett. Das tat er auch jetzt, aber innerhalb der Flächen befand sich etwas in Bewegung.

Schlieren hatten sich dort gebildet. Sie begannen zu wandern, als würden sie von einer für ihn unerklärbaren Kraft geführt und geleitet. Dort befand sich etwas in Unruhe. Würde der Würfel sein Geheimnis preisgeben und ihm vielleicht etwas zeigen, ihn mahnen oder ihm etwas erklären?

»Gib doch Antwort!« flüsterte der Mönch. Er umklammerte sein schlichtes Holzkreuz, als könnte es ihm in dieser aufwühlenden Situation den nötigen Halt geben.

Noch bekam er keine Antwort. Jane schwieg zwar nicht, sie sagte trotzdem kein Wort, und nur ihr scharfer warmer Atem fuhr dem Pater ins Gesicht. Etwas musste sie empfinden. Und diese Empfindung nahm sie ungemein mit. Das aufgewühlte Innere zeigte sich auch in ihrem Gesicht. Dort zuckte es, sie bebte, die Haut bekam einen Schauer, und der Ausdruck der Angst trat in ihre Augen.

Dann sprach sie leise, flüsternd, dennoch mit Nachdruck, so dass sie auf den Pater eine unheimliche Wirkung hatte.

»Blut... ich sehe Blut. Überall Blut... es ist furchtbar... so grauenhaft. Ich sehe Blut...«

Ignatius erschrak. Blut hatte sie gesehen. Wo sah sie es? Wo kam das Blut her? Auf diese Fragen wollte er eine Antwort bekommen. Das nächste Wort der Jane Collins ließ ihn zurückzucken. »Der Teufel!« keuchte sie. »Der Teufel ist da. Er will Blut...«

Der Pater beugte sich vor und streckte seine Anne aus. Er legte beide Hände auf Janes Schulter. »Welcher Teufel? Ein Dämon oder der Urteufel Luzifer. Ist es das Böse an sich?«

»Asmodis!« Jane röchelte den Namen. »Er ist stark, er ist da, er ist bei ihm...« Sie bewegte schüttelnd ihren Körper, so dass die Hände des Paters von den Schultern abrutschten. »Er hat ihn gefangen. Sein Helfer, ich sehe es durch den Würfel, hat sich mit seinem Blut gefüllt. Es ist da...«

Auch Pater Ignatius schaute den Würfel an. Der Mann erschrak zutiefst. Jane Collins hatte nicht gelogen. Der Würfel zeigte sich tatsächlich verändert. Seine Seiten hatten eine andere Farbe angenommen. Heller, gleichzeitig dichter und voller. Dazu rot.

Wie Blut...

War der Würfel etwa mit Blut gefüllt? Der Pater schluckte, als er darüber nachdachte. Er kannte die Herkunft nicht, wusste auch nichts von seinen orakelhaften Geheimnissen, aber Jane hatte den Namen Asmodis erwähnt. Also musste es zwischen ihr, dem Würfel und dem Teufel eine Verbindung geben. Welche das war, davon hatte der Pater auch keine Ahnung. Er hoffte nur, es herausfinden zu können, wenn Jane sich auf ihn einstellte und seine Fragen beantwortete.

»Bitte!« sagte er mit drängender Stimme. »Bitte, Jane Collins, versuche es! Gib mir die Antworten. Was siehst du?«

Sie schüttelte den Kopf. Auf ihrem Gesicht hatte sich ein Zug des

Ekels oder Widerwillens ausgebreitet. Anscheinend mochte sie das Blut nicht, und der Pater wusste nicht, ob sie überhaupt zuhörte.

»Was ist mit dir, Jane? Kannst du mich verstehen? Wenn ja, gib Antwort!«

»Das Blut...«

»Hängt es mit dem Teufel zusammen?«

»Ja...«

»Und mit wem noch?«

»John Sinclair!« flüsterte sie. »Es ist John Sinclair, der mit seinem Blut...«

Sie stockte. Der Pater erschrak. Zum erstenmal, seit die ehemalige Hexe im Kloster lag, hatte sie den Namen John Sinclair erwähnt. Den Mann, den sie einmal so geliebt, als Hexe gehasst hatte und jetzt wieder liebte. Das jedenfalls nahm der Pater an.

Wenn sie so ängstlich über John Sinclair sprach, konnte dies nur bedeuten, dass sich der Geisterjäger in Gefahr befand. Zudem hatte sie von Blut geredet und vom Teufel. Zählte der Pater alle drei Dinge zusammen, kam er zu dem Ergebnis, dass dem Geisterjäger Gefahr drohte. Große Gefahr sogar...

Und er allein wusste davon.

Der Pater war ein Mensch, der sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließ. In diesem Fall jedoch spürte er die ungeheure Spannung, die plötzlich auf ihm lastete. Es war wie ein Druck, der auch sein Inneres zusammenpresste.

Sein Atem ging unregelmäßig. Er konnte sich kaum dagegen wehren, blass war er geworden. Schweiß lag auf seiner Stirn, er bekam Herzjagen und eine trockene Kehle. Auch die Innenflächen seiner Hände waren feucht geworden. Am schlimmsten kam ihm die Hilflosigkeit vor, denn er konnte nichts für John Sinclair tun. Auch nichts für Jane, die nicht mehr sprach, sich wieder zurückgelehnt hatte, mit offenem Mund keuchend atmete und die Augen verdreht

hatte. Angst zeichnete ihre Züge. Ihre Augen waren mit Tränenwasser gefüllt, und als sie die streichelnde Hand des Paters auf ihrer Wange spürte, zuckte sie abermals zusammen.

»Bitte!« hauchte sie. »Bitte... nicht... nehmt es ihm nicht ab.« Sie senkte den Kopf, der Pater zog seine Hand zurück und schaute wie Jane auf die Oberfläche des Würfels.

Er war noch immer dunkelrot. Wenn er tatsächlich mit Blut gefüllt sein sollte, so war diese Flüssigkeit nie ruhig. Sie wallte auf und nieder, bewegte sich, bildete Kreise, gleichzeitig auch Schlieren und kleine Strudel.

Ein Gesicht erschien!

So plötzlich, dass der Pater zurückzuckte, denn damit hatte er nicht gerechnet. Und dieses Gesicht war ihm unbekannt. Er hatte es nie gesehen, es gehörte weder dem Teufel noch dem Geisterjäger. Ein fremdes!

Auch Jane muatete es gesehen haben. Vielleicht kannte sie den Mann, den der Würfel zeigte und der so diabolisch grinste, als wäre er der große Dämon überhaupt.

»Wen siehst du?« fragte Pater Ignatius. »Wen siehst du dort im Würfel?«

Er zitterte, denn er wartete auf die Antwort. Wenn Jane vollen Kontakt hatte und den Mann kannte, musste sie ihm einfach eine Antwort geben.

»Er ist gefährlich...« Wie ein Hauch klang das letzte Wort und verraunte in der Stille der Kammer.

»Auch tödlich?«

»Ja, für John...«

»Sag den Namen - bitte...«

Jane gab keine direkte Antwort. Andere Gedanken mussten durch ihren Kopf schießen und sich akustisch freie Bahn verschaffen. »John hat ihn zurückgeschleudert. Der Teufel ist durch das Kreuz... aber

der andere, er ist noch da. Er will es haben...«

»Was will er haben?«

Das Gesicht der Jane Collins zeigte tiefe Qual. »Er will das Blut haben. Nur das Blut...«

»Sein Blut?«

»Ja, Johns Blut für den Teufel. Sie wollen einen Dämon retten in der anderen Welt, sie brauchen das Blut, der Würfel hat es schwer, er ächzt, er stöhnt, ich spüre es...«

»Den Namen des Mannes, Jane!«

»Costello!« röchelte sie. »Logan Costel... ahhh...« Aus ihrem Mund drang ein dumpfer Schrei. Sie fiel nach hinten. Für einen Moment befürchtete der Pater, sie könnte den Würfel einfach fortschleudern. Sie löste sogar ihre Hände, um im nächsten Augenblick wieder fest zuzupacken.

Der Würfel zeigte kein Blut mehr. Er hatte wieder seine normale Farbe angenommen, und es bewegten sich auch die zitternden Schlieren in seinem Innern.

Pater Ignatius atmete auf. Er hatte in den letzten Minuten viel erfahren und musste nun zusehen, dass er diese Informationen auch umsetzte. Andere mussten gewarnt werden.

Sekundenlang blieb er sitzen. Auch er war nur ein Mensch und brauchte Erholung. Die kräftige Gestalt des Paters zitterte, das Gesicht war gerötet. Auf der Haut lag ein Schauder, und er schlug ein Kreuzzeichen, bevor er sich abrupt erhob.

In der Tür standen drei seiner Brüder. Sie schauten ihn fragend an und erklärten dabei, dass sie durch die ungewöhnlichen Geräusche alarmiert worden waren.

Father Ignatius war froh, seine Brüder zu sehen. Er deutete auf Jane Collins. »Bitte, gebt auf sie Acht! Ich werde etwas anderes tun müssen. Wenn sie sich aufregt, sagt es mir.«

»Du kannst dich auf uns verlassen, Bruder Ignatius.« Diese Worte

waren nicht nur so dahingesagt, das wusste der Pater genau. Der Mönch hatte es plötzlich eilig. Mit wehender Kutte lief er durch den Gang, vom Luftzug der Kleidung wurden die Kerzenflammen bewegt und warfen ein zuckendes Muster aus Licht und Schatten über die kahlen Wände des Flurs. Auch auf der Decke zeichnete es sich ab. Es schien so, als würden dort Ungeheuer lauem, die zugleich einen geisterhaften Tanz aufführten.

Das Ziel des Mönchs war das Zimmer des Abts. Von dort würde er telefonieren können, und zwar mit dem Geisterjäger, einem Freund des Mönchs.

Obwohl Father Ignatius es so eilig hatte, klopfte er zuvor an. Er wartete auf eine Antwort. Erst als sie aufklang, öffnete er die Tür. Der Abt saß im Schein der Lampe hinter seinem Schreibtisch und hob jetzt den Kopf, als Ignatius eintrat.

Ein Lächeln zuckte über seine Lippen, das sofort verschwand, als er den ernsten Blick des Besuchers sah.

»Was ist geschehen?«

»Sie hat geredet.«

Der Abt wusste sofort Bescheid. »Jane Collins?«

»Ja. Sie sprach von John Sinclair, sah viel Blut und erwähnte auch andere Namen.« Während dieser Antwort schritt der Pater bereits auf das Telefon zu.

»Und du willst in London anrufen?«

Ignatius nickte. »Vielleicht haben die Freunde dort noch keine Ahnung. Ich muss es tun.«

»Bitte sehr.«

Die Nummer wusste der Mönch auswendig. Er wählte ruhig. Seine kräftige Hand zitterte nicht mehr, mittlerweile hatte er sich wieder unter Kontrolle bekommen.

Noch immer wütete draußen der Herbststurm und schaufelte gewaltige Massen an Schneeregen gegen die Mauern und Fenster des

Klostern. Bei diesem Wetter kam es oft vor, dass die Telefonleitung unterbrochen wurde. Deshalb wurde der Mönch auch so nervös.

Er konnte sich beruhigen, die Verbindung klappte. Nur meldete sich kein John Sinclair, sondern ein anderer Mann, der dem Mönch auch kein Unbekannter war. Sir James Powell!

Father Ignatius wusste, dass er ihm vertrauen konnte und setzte seine Meldung ab...

Es war schlimm, der reine, kalte Horror, den ich mittlerweile erlebte, mich aber nicht an ihn gewöhnen konnte. Gefesselt lag ich auf der Pritsche, sah Logan Costello in Blickweite stehen und mich aus seinen kalten, grauen Killeraugen beobachten.

Er schaute nicht nur auf mein Gesicht, sondern auch auf den kleinen Schlauch, der mit einer roten Flüssigkeit blasenfrei gefüllt war. Mit Blut! Meinem Blut...

Das Licht innerhalb des kahlen Betonkellers reichte auch für mich aus, um den Weg meines kostbaren Lebenssafts verfolgen zu können. Der Schlauch endete am Stundenglas, denn dort tropfte das Blut hinein. Das Stundenglas war ziemlich groß. Ich wusste nicht, wie weit seine untere geschwungene Hälfte gefüllt werden würde, glaubte aber daran, dass es schon einige Liter waren, die das Glas fasste, und ich danach so schwach sein würde, dass ich fast übergangslos in das Reich der Schatten glitt.

Ein langsamer, fast gemütlicher Tod.

Und eine grauenhafte Vorstellung zugleich, denn ich würde einen Zeugen haben, der mir mit sadistischer Freude zuschaute, wie ich immer stärker ermattete.

Das Blut floss sehr langsam. Vielleicht hatte Costello bewusst dafür gesorgt, so hatte er länger etwas davon. Ich schielte auf die Schlauchklemme und bekam meine Vermutung bestätigt. Sie war nicht ganz geöffnet worden. Also Qual...

Ich dachte an mein Kreuz. Hatte es Sinn, es noch einmal zu aktivieren? Nein, darauf konnte ich nicht hoffen, denn Costello war kein Dämon. Ein Mensch, der nur dem Bösen frönte, ansonsten aber normal war. Was man halt als normal bei einer Person bezeichnen konnte, für die die Gesetze nicht galten.

Er hatte sich aus der im Dunkel liegenden Ecke des Raumes einen Schemel geholt und darauf Platz genommen. Gebeugt saß er da, hielt den Revolver in der Hand und grinste mich kalt an. Die Augen waren etwas verengt, von seinen grauen Pupillen, die so schrecklich viel Gnadenlosigkeit ausstrahlten, konnte ich nichts erkennen. Ich befand mich in Costellos Hand, daran gab es nichts zu rütteln. Ich würde es aus eigener Kraft nicht schaffen, dieser lebensgefährlichen Situation zu entkommen.

Er versuchte es mit Spott. »Soll ich dich fragen, Sinclair, wie es dir geht?«

»Das ist überflüssig.«

Er lachte dreckig. »Kann ich mir vorstellen.« Gelassen schlug er das linke Bein über das rechte. Im Spott zuckten seine Mundwinkel. Der Blick wechselte zwischen mir und der Sanduhr. Er griff in die Tasche, holte ein Pfefferminzbonbon hervor und schob es sich zwischen die Zähne. Lässig lutschte er daran.

Meine erste Erregung war vorbei. Blut für den Teufel! Das war praktisch die Überschrift dieses schrecklichen Falls. Der Teufel wollte Blut haben, er glich plötzlich einem Vampir. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass mein Blut für ihn etwas Besonderes war und er sehr lange darauf gewartet hatte, es zu bekommen.

Nur fragte ich mich, was er damit wollte? Asmodis war kein Vampir, er brauchte sich nicht vom Blut eines Menschen zu ernähren. Da musste etwas anderes dahinterstecken. Konnte mir Costello eine Antwort geben?

Wenn ich ihn so anschaute und dabei seinen nichtssagenden Blick

sah, war es kaum zu glauben. Costello war für den Satan und alle schwarzmagischen Dämonen ein gefährlicher Handlanger gewesen. Sehr tief hatte man ihn nicht in die Materie eingeweiht. Vielleicht war es jetzt anders, wo er so direkt mit Asmodis konfrontiert worden war. Ich fragte ihn. Viel Zeit würde mir nicht mehr bleiben. Je mehr Blut ich verlor, um so schwächer wurde ich. Schließlich würde es mir kaum noch gelingen, eine Frage zu formulieren.

Ich räusperte mich, das Geräusch machte Costello wieder aufmerksam. Sein Blick blieb an mir kleben. »Willst du über dein Testament noch sprechen, Sinclair?« verhöhnte er mich.

»Nein, ich habe eine Frage.«

»Du wirst wohl kaum eine Antwort darauf bekommen.«

»Jeder Delinquent hat einen letzten Wunsch, Costello, das müsstest du wissen.«

»Dann stelle sie!«

»Ich verliere Blut, das sehe ich, und ich möchte wissen, wozu der Teufel es benötigt.«

»Er will es eben haben.«

»Ist er unter die Vampire gegangen?«

»Möglich.«

Ich ließ mich durch seine fast einsilbigen Antworten nicht aus der Fassung bringen. »Hat er dich nicht eingeweiht, Costello? Behandelt er dich wieder wie einen Handlanger? Tut mir leid, ich hätte nicht so reagiert, wäre ich an seiner Stelle. Schließlich bist du wer...«

»Was willst du?« unterbrach er mich scharf.

»Eine Antwort auf meine Frage. Mehr nicht. Das ist schließlich mein gutes Recht.«

»Ein Bulle hat bei mir keine Rechte.«

»Dann sag es mir.«

Der Mafioso hob die Schultern. »Okay, wenn du dann Ruhe gibst, ich will es dir erklären. Der Teufel braucht das Blut nicht für sich,

sondern für einen anderen, der durch dein Blut gerettet werden kann. Bist du nun zufrieden?«

Er hatte mir eine direkte Frage gestellt und bekam eine ebenso direkte Erwiderung. »Nein, bin ich nicht.«

»Was noch?«

»Wer ist dieser andere? Kenne ich ihn?«

»Er ist ein sterbender Dämon, der dein Blut haben will, um sein Leben retten zu können.« Costello fügte ein dreckiges Lachen hinzu.

»Ist doch stark, nicht wahr? Geisterjäger John Sinclair als Blutspender für einen Dämon. Das ist nicht einmal ein Witz, sondern eine Tatsache, die du akzeptieren musst, Bulle.«

»Ja, leider...«

»Deshalb freue ich mich, dass ich bei diesem Vorgang Zeuge sein kann. Ist das nicht wunderbar?«

Für ihn vielleicht, für mich nicht. Ich ließ mir seine Antworten durch den Kopf gehen. Der Teufel brauchte mein Blut nicht für sich. Ein anderer Dämon sollte es bekommen.

Wer kam in Frage?

Ich dachte scharf darüber nach, ließ zahlreiche mir bekannte Dämonen Revue passieren, dachte auch an den geheimnisvollen Bluttunnel, den ich einmal durchquert hatte, und suchte da nach einer Lösung. Mir wollte kein vernünftiger Gedanke kommen.

Irgendwie schaffte ich es nicht, eine Verbindung zu einem mir fremden Dämon und mein Blut zu bekommen.

Wusste Costello wirklich nichts? Noch einmal fraß sich mein Blick in sein Gesicht, als könnte ich dort die Antwort ablesen.

Es blieb kalt, starr und spiegelte keine Gefühle wider. Dieser Mensch glich schon einem Roboter. Ich kannte ihn ziemlich lange. Positive Gefühle gegenüber anderen hatte ich bei ihm noch nie entdecken können. Seine Triebfedern waren die Attribute des Verbrechens. Manchmal unterschied er sich in nichts von einem

normalen Dämon. Aus diesem Grunde passte er so gut zu ihnen; und zu sehen, wie mein Blut in das Stundenglas floss, würde ihm bestimmt Freude bereiten. Mein Blut für den Teufel.

Das Gespräch mit Costello war versickert. Ich lag auf dieser harten Pritsche und kam wieder dazu, über mein eigenes Schicksal nachzudenken. Chancen für mich sah ich nicht. Costello hatte eine beinahe perfekte Falle aufgebaut, in die ich hineingelaufen war. Wieder beobachtete ich das Stundenglas. Sein Boden besaß einen ziemlich großen Durchmesser, und wenn ich sehr genau hinschaute, war die Fläche etwa eine Fingerbreite hoch bedeckt.

Das Gespräch vorhin hatte mich von meinen eigentlichen Sorgen abgelenkt. Nun, da ich mehr Zeit besaß und Costello schwieg, wurde ich wieder daran erinnert.

Ich lauschte praktisch nach innen. Vielleicht hätte ich den Schwindel stärker bemerkt, wenn es mir gelungen wäre, mich zu erheben, so aber spürte ich nur mehr ein leichtes Brausen im Kopf, das sich gleichzeitig mit einer gewissen Leere verband, so dass ich Schwierigkeiten bekam, einen klaren Gedanken zu fassen.

Ich musste mich schon sehr anstrengen, denn ein Gefühl der Müdigkeit überkam mich ebenfalls. Hinzu kam die Angst...

Ja, dieses langsame, gespenstische Dahinsiechen, das Wissen, dem Tod aus eigener Kraft nicht entrinnen zu können, trieb dieses Gefühl in mir hoch. Auch ich bin nur ein Mensch. Okay, ich hatte einiges hinter mir und schon oft in ausweglos erscheinenden Situationen gesteckt, aber hier konnte ich mich aus eigener Kraft nicht mehr befreien. Hier war ich völlig wehrlos.

Und das bereitete mir die große Qual...

Eine Seelenpein, über die ein Mann wie Costello nur lachen konnte. Noch besaß ich meine Kräfte, versuchte, die Gelenke zu bewegen und mit den Armen zu zucken. Die Gelenke blieben steif, die Arme konnte ich leicht bewegen, aber es gelang mir dabei nicht,

den mit Blut gefüllten Schlauch von meiner Haut zu lösen.

»Gib dir keine Mühe, Sinclair, du schaffst es nicht!« Costello hatte mich beobachtet. Er stand auf und wollte auf Nummer Sicher gehen, als er neben der Pritsche stehen blieb und die Verbindung zwischen Schlauch und Arm kontrollierte. Seinem Nicken sah ich an, dass er zufrieden war.

»Das ist es nun mal«, erklärte er und lachte leise. »Jeder steht auf der Liste des Sensenmanns, der eine früher, der andere später.« Er ließ mich wieder in die Mündung des Revolvers schauen und brachte die Waffe so nahe an mein Gesicht, dass ich den leichten Ölgeruch wahrnehmen konnte. »Ich hätte dir selbst gern eine Kugel verpasst.« Er hob die Schultern. »Leider muss auch ich mich fügen, was ich nicht gern tue, wie du sicherlich begreifen wirst.«

Ich sagte: »Überlegen Sie es sich, Costello. Mord an einem Polizisten, das geht nie gut.«

Er lachte wieder. »Habe ich dich umgebracht, Sinclair? Oder werde ich dich umbringen? Nein, es ist der Teufel.«

»Du hättest es verhindern können. Oder könntest es noch verhindern.«

Sein Lachen schallte durch den Raum. »Witzbold, Bulle, verfluchter Witzbold. Was, glaubst du, würde der Satan mit mir anstellen, wenn ich dies tatsächlich tun würde?«

»Er würde sich nicht freuen!«

»Genau. Wenn Asmodis wütend ist, zerreißt er mich in der Luft. Er hat die Macht und die Kraft, das solltest du nicht vergessen, Sinclair. Niemals.«

Costello hatte recht. Es war auch nur ein Versuch von mir gewesen. So schaute ich zu, wie er wieder zu seinem Schemel ging und sich dort niederließ.

Er nahm es gelassen und dokumentierte es auch. Jetzt, wo er meine Fesseln überprüft hatte, konnte er beruhigt eine lange Davidoff-

Zigarette hervorholen. Sie steckte in einer Hülle aus durchsichtigem Plastik. Costello hob die eine Hälfte ab, holte die Zigarette hervor und schleuderte die Verpackung zu Boden.

Wenig später brannte die Zigarette. Blaugraue Rauchwolken trieben durch den Keller, trafen auch meine Nase, und ich dachte daran, dass ich sterben würde, während der Mafioso genüsslich an der Zigarette sog und mir dabei zuschaute.

Ich spürte den Druck. Es war die seelische Belastung, die sich von Minute zu Minute steigerte. Mit jedem Tropfen, der aus meinem Körper rann, verlosch ein Teil meines Lebens. Nahezu pervers war es, dass ich dabei zuschauen konnte, und meine Angst wurde mit jeder Sekunde schlimmer.

Wann würde ich schreien?

Auch wenn ich es wollte, würde ich noch die Kraft aufbringen, meine Not durch den Keller zu brüllen? Ich wusste es nicht.

Ich sah immer nur das Blut, die Sanduhr, und den Mafioso Logan Costello, der gebeugt auf seinem Schemel hockte, mich beobachtete, Rauchwolken produzierte, hinter denen sein Gesicht wie von einem durchsichtigen Vorhang verdeckt wirkte und hin und wieder bestätigend nickte, als wollte er mir sagen: Nichts kann dich retten!

Und das stimmte auch. Höchstens ein Wunder.

Aber Wunder sind selten. So siechte ich dahin und verlor mehr und mehr von meiner Lebenskraft...

»Holen Sie Logan Costello!«

Suko hatte die Worte des Superintendenten noch im Ohr und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Was sich der Alte so vorstellte. Klar, er hätte Costello liebend gern gepackt oder geholt, aber es war einfach nicht drin. Zu lange hatten sie schon versucht, Costello zu kriegen, er war ihnen immer wieder entwischt. All die Jahre.

Und jetzt sollte es schnell gehen, innerhalb von Stunden. Das war

so gut wie unmöglich.

Gleichzeitig gehörte Suko zu den Menschen, die auch kaum lösbarer Fälle angingen. Es ging schließlich nicht um irgendeine Sache, sondern um seinen besten Freund und Partner John Sinclair. Er war der Mann, um den sich alles drehte. Wenn sich John tatsächlich in den Klauen des Mafioso befand, war sein Freund Suko bereit, mit beiden Beinen in die Hölle zu springen.

Nur stand er allein, und das war das Schlimme an der Sache. Suko dachte an einen gemeinsamen türkischen Freund namens Yakup Yalcinkaya. Ihn hätte er gern dabeigehabt. Yakup, ein Kämpfer, wie er im Buche stand, wäre mit ihm zusammen jeden Weg gegangen. Auch er machte sich vor nichts bange. Aber Yakup befand sich in einem Friscoer Kloster, für das er verantwortlich war.

Er war einfach zu weit entfernt, und so musste Suko den Weg allein gehen. Er dachte darüber nach, ob er Verstärkung der uniformierten Kollegen mitnehmen sollte, nur hatte Sir James davon nichts gesagt, und Suko wollte auch nicht mehr fragen.

Er war nach unten gefahren. Im Lift hatte er noch über das Problem nachgedacht und die Kabine kaum verlassen, als ihm von der Portiersloge heftig zugewinkt wurde.

Rasch legte Suko die Distanz zurück. Einer der Beamten verließ die Loge. »Sie müssen wieder hochfahren, Inspektor. Sir James Powell wünscht Sie dringend zu sprechen.«

»Hat er gesagt, um was es geht?«

»Nein, er schien es mir nur sehr eilig zu haben.«

»Danke sehr.« Der Chinese machte auf dem Absatz kehrt und eilte mit langen Schritten wieder zurück, wobei er Glück hatte, denn der Lift war noch nicht wieder nach oben geholt worden.

Die Fahrzeit dauerte dem Inspektor zu lange. Endlich erreichte er die Etage, wo sein und das Büro des Superintendenten lagen. Den Gang überwand er schnell und betrat das Büro, ohne anzuklopfen.

Sir James stand am Schreibtisch und telefonierte. »Ja«, sagte er, »die mobile Einsatzreserve soll sich bereithalten. Start in genau fünf Minuten. Ich werde selbst anwesend sein.« Er legte auf.

»Was ist geschehen, Sir?« fragte Suko. »Hängt das mit Costello und John Sinclair zusammen?«

Scharf schaute ihn Sir James an. Er stand dort aufrecht wie ein Zinnsoldat. »Ja!« sagte er, »es hängt mit John Sinclair zusammen. Innerhalb weniger Minuten hat sich die Sachlage völlig geändert. Folgendes ist geschehen. Man hat den Fahrer des Taxis gefunden, in einer Kanalröhre.«

»Tot?«

»Fast. Spielende Kinder hatten zufällig das Gelände betreten. Eine Viertelstunde später, und der Mann wäre erstickt. Zudem war er noch bewusstlos und gefesselt. Kommen wir zum nächsten Punkt. Ich erhielt einen Anruf vom Kloster St. Patrick. Pater Ignatius informierte und warnte mich gleichzeitig. Er hat Jane Collins bei einer Vision erlebt. Sie hat innerhalb des Würfels ein Gesicht oder einen Menschen namens Costello gesehen. Zudem sprach sie von Blut, das John Sinclair angeblich gehört. Der Pater hat mir keine konkreten Auskünfte geben können. Zähle ich die Fakten jedoch zusammen, reicht es für mich, um gegen Logan Costello vorgehen zu können. Wir werden ihm auf die Bude rücken!« fügte er noch hinzu.

Auch Suko straffte sich. »Sofort, Sir?«

»Ja, die fünf Minuten sind fast um. Kommen Sie mit, Suko, Sie fahren in meinem Wagen.«

Das war doch etwas. Der Inspektor rieb sich die Hände. Er schaute zu, wie Sir James seinen Mantel nahm und ihn über die Schulter hängte. Inzwischen kontrollierte der Chinese seine Waffen. Den Bumerang hatte er sich noch geholt, möglicherweise konnte er ihn gebrauchen. Selten hatte er seinen Chef so schnell davoneilen sehen. Es musste wirklich brennen, wenn der Alte sich so anstrengte. Der

Expresslift schoss sie nach unten. Vom Hof wollten sie abfahren. Sir James hatte die mobile Einsatzreserve alarmiert. Knallharte Männer, die allesamt hervorragend ausgebildet und auch schwerbewaffnet waren. Sie verteilten sich auf drei Wagen. Ihr Führer, ein Mann namens Lew Ganser, machte Meldung, die Sir James abnahm.

Sechs Minuten nach dem Anruf starteten sie. Suko und der Superintendent saßen im Fond der schweren Limousine, die von einem Chauffeur gesteuert wurde.

Die Gesichter der Männer waren bleich, auch wirkten sie kantig, und ihre Augen blickten kalt. Sie würden es schaffen, das war ihr fester Wille. Nur stellte sich die Frage, ob es dann für einen Mann namens John Sinclair nicht schon zu spät war...

Ich lag auf der harten Pritsche. Auch in den letzten Minuten hatte sich meine Haltung nicht verändert.

Nach wie vor konnte ich zuschauen, wie das Blut aus meinem Körper rann, durch den Schlauch transportiert wurde und sein Ziel in der unteren Hälfte der Sanduhr fand.

Mir ging es schlecht. Erste stärkere Anzeichen des Blutmangels machten sich bemerkbar. Es fiel mir schwer, klare Gedanken zu fassen. Immer wieder stemmte ich mich gegen das Gefühl der Lethargie an, das mich zu übermannen drohte. Manchmal glaubte ich, überhaupt nicht mehr auf der harten Unterlage zu liegen, sondern über ihr zu schweben. Ich war auf einmal so leicht und locker, als wäre ich mein eigener Geist. Costello beobachtete mich weiter. Seine Zigarre verbreitete einen beinahe angenehmen Geruch. Immer wenn er den Rauch ausstieß, verschwand sein Gesicht hinter einer Wolke aus Qualm, wobei die Gesichtszüge seltsam verzerrt wirkten.

Er sprach mich nicht an. Lässig und beinahe teilnahmslos beobachtete er mich.

Obwohl es schon einer Quälerei glich, konnte ich es nicht

vermeiden, dass ich hin und wieder den Kopf so drehte, um auf das Glasgefäß schauen zu können. Es füllte sich weiter...

Wieviel Blut hatte ich bereits verloren? Zwei Liter - oder schon mehr? Jeder Schlag erschien mir schwächer als der vorherige zu sein. In meinem Kopf vernahm ich den Hall, das Echo, so dass Kopfschmerzen einfach nicht ausblieben. Hinzu kam das Brausen, das meinen Schädel erfüllte und sich dicht hinter der Stirn noch konzentrierte. Längst konnte ich nur mehr mit offenem Mund atmen. Wenn ich gegen die graue Decke schaute, so hatte ich das Gefühl, sie würde sich vor meinen Augen auflösen und in ihr das grinsende Dreiecksgesicht des Teufels erscheinen.

Ja, es war da! Ich täuschte mich nicht, denn aus dem Grau schälte sich Asmodis' Fratze, rot, glühend, hasserfüllt. Er öffnete das Maul. Die langen, an Metall erinnernden Stiftzähne wurden von blassen Rauchwolken umspielt, und ich vernahm seine Worte nicht akustisch, sondern in meinem Hirn.

Gleich, John Sinclair. Gleich werde ich dich holen. Dann bist du so schwach, dass du mir keinen Widerstand mehr entgegensetzen kannst, das schwöre ich dir.

»Was geschieht dann?«

Ich flüsterte die Antwort. »Anschließend werde ich dich zu ihm bringen.«

»Zu dem sterbenden Dämon?«

»Genau. Du bist gut informiert. Es ist eine völlig andere Welt. Er liegt in einem Netz. Das dämonische Leben rinnt aus seinem Körper wie dein Blut in die Sanduhr. Wenn ich sie umkippe, läuft das Blut zurück, es wird ihn beleben, und wenn der letzte Tropfen in seinen Körper übergegangen ist, bedeutet das deinen Tod, Geisterjäger!«

Jetzt wusste ich ungefähr Bescheid. Nur konnte ich mit dem Wissen nichts anfangen. Weder Asmodis noch Costello würden auch nur einen Finger krümmen, um mich freizulassen. Nein, die machten

weiter. Bis zu meinem bitteren Ende, das mir der Satan so plastisch ausgemalt hatte. Tropfen für Tropfen verließ meinen Körper. Ich wollte nicht mehr hinschauen. Auch die Teufelsfratze an der Decke verblasste allmählich. Nicht ein Schatten blieb zurück.

Dafür hörte ich etwas anderes. Schritte! Obwohl der Mafioso normal und hart auftrat, drangen die Tritte nur mehr gedämpft an meine Ohren. Costello war neben der Pritsche abermals stehen geblieben. Mühsam schon drehte ich den Kopf. Mir war plötzlich alles egal, ich wurde müde und wollte nur schlafen.

Über mir verzog der Mafioso das Gesicht. »Schlecht siehst du aus, Geisterjäger!« bemerkte er zynisch. »Verdammst schlecht.« Er lachte.

»Geht es dir nicht gut?«

»Lass mich in Ruhe!«

Ich hatte sehr leise gesprochen, weil es lauter nicht ging, und er gewann auch dieser Antwort noch eine für ihn heitere Note ab, indem er seine freie Hand öffnete an das Ohr stellte und fragte: »Was hast du gesagt, Sinclair?«

»Geh mir aus den Augen, Costello!«

Er lachte schadenfroh. »Einverständlicher und auch frommer Wunsch, den ich dir leider nicht erfüllen kann, Geisterjäger.« Er trat einen Schritt zurück und streckte den Arm mit der Zigarette zwischen den Fingern aus. Die Glutspitze zeigte wie eine Lanze auf mich. »Ich bleibe bis zum bitteren Ende. Bis zu deinem Ende, Geisterjäger!«

Dagegen konnte ich nichts unternehmen. Ich wusste auch, dass es ihm ein sadistisches Vergnügen bereitete, mich beim langsamen Sterben zu beobachten.

Er schaute gegen die Decke. »Ich habe den Teufel gesehen. Du hast ja mit ihm geflüstert. Hat er dir etwas gesagt?«

»Ja«, brachte ich mühsam hervor. »Er sagte, dass du, Costello, zur Hölle fahren sollst.«

»Dafür hätte ich dich früher geschlagen, Bulle!« erklärte er. »Aber

jetzt?« er hob die Schultern. »Mitleid kann ich mit dir nicht haben, nein, bestimmt nicht. Ich sehe, wie du dahinvegetierst. Es ist nur mehr ein Vegetieren, mehr nicht. Ein Dahinsiechen, und ich kann endlich zusehen, wie ein Bulle krepiert.« Er ließ die Zigarette fallen. Die Glut platzte auseinander wie ein explodierender roter Stern. »So etwas habe ich mir schon immer gewünscht. Ich hätte nie gedacht, dass dieser Wunsch einmal in Erfüllung gehen würde.« Er trat die Glut aus, wollte noch etwas sagen, als harte Schläge von außen her gegen die Eisentür des Betonverlieses dröhnten.

Sofort zuckte der Blick des Mafioso dorthin. Auch ich sah hinüber, längst nicht mit der Spannung in den Augen, wie es normal gewesen wäre. Dafür war ich einfach zu kaputt und müde.

»Was ist denn?« schrie Costello.

»Ich bin es.«

»Moment.«

Ich hatte die Stimme erkannt. Sie gehörte dem angeblichen Taxifahrer, der in den Raum stürmte, als Costello die Tür aufzog. Der Mann war ziemlich durcheinander und atmete schwer.

»Rede endlich!« fuhr Costello ihn an. »Sie sind da!«

Costello packte den anderen am Kragen und schüttelte ihn durch.

»Wer, zum Henker, ist da?«

»Die Bullen!«

»Was?« Costello ließ den Mann los.

»Ja, sie sind eben gekommen. Einfach so, sie...«

»Dann schieß sie ab!«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Das geht nicht, wirklich nicht. Das sind Typen von einem Spezialtrupp. Schwerbewaffnet, sie...«

»Dürfen mein Grundstück nicht betreten!« schrie Costello. »Dann komm mit. Wir können gemeinsam...«

»Nein, ich bleibe hier«, erklärte Logan Costello. Seinem Lakai gab er einen Stoß. Der Mann wurde wieder in den Gang befördert.

»Schießt euch nicht mit den Bullen herum. Sag das auch den anderen.«

»Klar!«

Costello betrat wieder das Innere des Kellers, während die Schritte des Mafioso draußen verklangen. Gelassen zog der Mafiachef seine Waffe. Er drehte sich, kam zu mir und ließ mich wieder in die dunkle Mündung schauen.

»Du, Sinclair, bist jetzt mein großer Trumpf...«

Auf der Fahrt waren die Walkie-talkies getestet worden. Die Apparate funktionierten gut.

Auch die Fahrzeuge des Sonderkommandos waren mit Rotlicht und Sirene ausgestattet. Die Limousine, in der Sir James und Suko saßen, fuhr als zweite. Der Chauffeur war ein Könner. Beinahe lässig, aber sehr sicher ging er mit dem schweren Wagen um.

Sie mussten in den Londoner Süden, Costello besaß dort mehrere Wohnungen und auch Häuser. Die Wohnungen galten als großzügig, viele waren modern, die alten sehr gut renoviert.

Seine Häuser hatte er so bauen lassen, dass sie ihn an die Palazzi seiner sizilianischen Heimat erinnerten. Aus weißen Steinen, mit Stuck und manchmal Kitsch versehen, aber mit großzügigen Grundstücken, wobei jedes einen Pool besaß und so große Rasenflächen, dass Hubschrauber darauf landen konnten.

Nachdem die Themse hinter ihnen lag, nahm der Verkehr ab. Schon bald wurden die Rotlichter und die Sirenen ausgeschaltet, denn die Autos näherten sich Costellos Haus, und er sollte nicht gewarnt werden. Äcker, vereinzelte Gehöfte, Wiesen, zwischendurch ein prächtiges Haus und ein grauer Himmel, so präsentierte sich ihnen die Landschaft. Das Haus, in dem Costello wohnte, lag versteckt hinter einer mannshohen Hecke, die sorgfältig gestutzt worden war.

Die Hauseinfahrt lag an der Seite. Ein mit roten Steinen bedeckter

Weg führte dorthin und lief parallel zu einer Mauer, die an diesem Teil des Grundstücks die Hecke abgelöst hatte.

Ein Eisentor war nicht geschlossen. Bevor irgend jemand reagieren konnte, waren die beiden Wagen schon durch, rollten über die breite Auffahrt und stoppten an einer Freitreppe.

Türen flogen auf, Männer sprangen mit schussbereiten, kurzläufigen MPs aus den Fahrzeugen. Es brauchten keine Befehle mehr gegeben werden. Die Leute vom Einsatzkommando wussten, worauf es ankam. Sie verteilten sich blitzschnell um das Haus.

Auch Suko hatte zusammen mit Sir James den Wagen verlassen. Die beiden Männer warfen einen Blick an der Fassade hoch. Hinter den Fenstern im ersten Stock bewegten sich Gardinen.

»Gehen wir!« Sir James hatte seinen Mantel angezogen. Als würde ihm das Haus gehören, so sicher stieg er die breiten Stufen der Freitreppe hoch und blieb vor der ebenfalls weißen Tür stehen. Da wurde auch schon geöffnet. Ein grauhaariger Typ schaute Sir James und Suko entgegen. Trotz der grauen Haare war er noch ziemlich jung, sehr kompakt gebaut, und seine Blicke wieselten an den beiden Besuchern vorbei. Der Mann musste sehen, dass sich die Männer vom Spezialkommando im Garten verteilt hatten und hinter guten Deckungen lagen.

»Scotland Yard«, sagte Sir James. »Dürfen wir hereinkommen?« Der Superintendent wartete die Antwort erst gar nicht ab. Er schob sich an dem Grauhaarigen vorbei.

Auch Suko ging, wurde angefasst und angezischt. »Hör zu, Chink, so einfach ist das nicht!«

»Zu Ihrer Information«, erklärte Sir James. »Der Mann ist Inspektor Suko.«

»Okay.«

Suko und Sir James hielten sich in einer Halle auf. Von zwei verschiedenen Seiten führten weiße Holztreppen in die Höhe. Auf

einer standen zwei Männer. Sir James nickte ihnen zu. »Ich würde Ihnen raten, keinen Widerstand zu leisten. Das Haus ist umstellt. Zudem wollen wir mit Ihrem Chef, Logan Costello, reden. Wo finden wir ihn?«

Der Grauhaarige hob die Schultern. »Ich habe ihn seit einigen Stunden nicht mehr gesehen.«

Sir James schaute ihn scharf an. »Aber er ist hier?«

»Möglich, ich...«

»Verdammt, machen Sie den Mund auf!«

Selbst Suko erschrak, als er die Stimme des Superintendenten hörte. So hatte er Sir James noch nie erlebt.

»Wo steckt er?«

Der Grauhaarige war einen Schritt zurückgetreten. »Sie haben nicht das Recht, hier...«

»Soll ich den Männern draußen Bescheid geben? Die krempeln Ihnen die Bude um. Es besteht der begründete Verdacht, dass sich einer unserer Beamten nicht freiwillig in diesem Gebäude aufhält. Und ich will von Ihnen jetzt die konkrete Antwort, wo Ihr Chef ist.«

Der andere nickte. »Gut, Sie geben ja doch keine Ruhe. Vielleicht ist er im Keller!«

»Sie werden uns führen.«

Der Grauhaarige schwitzte und nickte.

»Ach so, Ihren Namen will ich auch wissen.«

»Ken Tamiro.«

»Danke, so weiß ich wenigstens, an wen ich mich halten kann, sollte etwas schief gehen.«

Tamiro wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Er ging in den Hintergrund der Halle, während Sir James und Suko ihm folgten. Der Superintendent sprach dabei in sein Walkie-talkie. Er gab Anweisung, das Haus zu besetzen.

Suko hörte die Schritte. Die Männer selbst sah er nicht mehr, weil

ein schmaler Gang sie verschluckt hatte. Hier waren die Wände nicht mehr weiß, sie wurden auch von keinen Bildern bedeckt, sondern von rotbraunen Fliesen.

Vor einer Tür blieb Tamiro stehen. Bevor er sie öffnen konnte, wurde sie hart aufgestoßen. Tamiro konnte noch soeben zur Seite ausweichen, sonst hätte ihn das Holz erwischt.

Ein zweiter Mafioso stand auf der Schwelle. In seiner Hand einen langläufigen Revolver und in den Augen einen Ausdruck, der gefährlich war. Bevor er noch Unsinn anstellen konnte, hieb Suko zu. Seine Handkante kam von oben nach unten. Ein satter Treffer, der andere schrie auf und ließ die Waffe fallen.

Suko packte ihn und drückte ihn an die Wand. »Hör zu, ist dein Boss unten?«

»Wer? Ich...«

»Costello!«

»Ja, wahrscheinlich.« Das reichte dem Inspektor. Er schleuderte den Kerl herum, und der fiel Lew Ganser, dem Anführer des Einsatzkommandos, in die Arme. Er fing ihn auf und übergab ihn einem seiner Männer.

»Sollen wir den Keller stürmen?« fragte er dann.

Suko war dagegen.

Auch Sir James. Er sprach seine Gedanken aus. »Nein, das soll Inspektor Suko erledigen.«

»Allein?« Ganser wunderte sich.

Sir James nickte dem Chinesen zu. »Gehen Sie, Suko, und viel Glück dabei!«

»Danke, Sir.« Er schaute auf seine Uhr. »Wie lange geben Sie mir?«

»Wenn Sie uns nicht verständigen, kommen wir in einer Viertelstunde nach.«

»In Ordnung, Sir!« Suko war froh über das Vertrauen, das man in

ihn setzte, auch wenn es Lew Ganser nicht gefiel, denn schon auf der Treppe hörte der Inspektor die Stimme des Einsatzleiters.

»Das hätte ich nicht gemacht. Wir kennen uns aus, wir...«

»Und ich kenne meinen Mann!« erklärte Sir James. »Er gehört zu den besten, verlassen Sie sich darauf!«

Keiner sah, dass Suko über dieses Lob rot wurde. Er hatte seine Beretta gezogen. Auch mit geweihten Silberkugeln konnte man auf Mafiosi schießen, sollte sich dies als notwendig erweisen. Sehr vorsichtig schritt er die graue Betontreppe in den Keller hinunter. Hier unten war alles grau. Das fing bei den Stufen an, setzte sich an den Wänden fort und hörte auch nicht unter der Decke auf, die ebenfalls eine graue Farbe zeigte.

Suko bemühte sich, so geräuschlos wie möglich zu gehen. Er lauschte auch in die Tiefe. Kein Geräusch klang ihm entgegen. An der Decke brannten Lampen. Kaltes Leuchtstoffröhrenlicht fiel auf die Gestalt des Inspektors und ließ sie unnatürlich konturenscharf aussehen. Schnörkellos wand sich die Treppe in die Tiefe. Suko konnte in einen leeren Gang schauen, der sich nahtlos nach der letzten Stufe anschloss. Obwohl es eine völlig normale Umgebung war und eigentlich atypisch für Horror-oder Gruselatmosphäre, spürte Suko das kalte Gefühl im Nacken, das bei ihm eine Gänsehaut erzeugte.

Er ahnte, dass er dicht vor einer entscheidenden Begegnung stand. Nur wusste er nicht, wie diese Begegnung aussehen würde. Der Inspektor rechnete mit allem, auch mit dem Schlimmsten.

Er blieb am Ende der Treppe stehen. Auf der rechten Gangseite befanden sich Türen. Seltsamerweise aus Stahl oder Metall. Costello schien dort etwas verbergen zu wollen.

Der Chinese probierte die Klinken der ersten beiden Türen durch und fand sie verschlossen.

Die dritte Tür stand offen. Sie lag auch tiefer im Gang, die Distanz

zwischen ihr und der zweiten war wesentlich größer. Suko hielt sich dicht an der Wand, als er sich der Tür näherte. Er hatte sie noch nicht erreicht, da vernahm er die Stimme, die ihm sehr bekannt vorkam.

Costello, Londons Unterweltboss, sprach. »Wer immer du bist, komm ruhig näher und schau es dir an.«

Das tat Suko. Mit schussbereiter Waffe und einem noch unangenehmeren Gefühl in der Magengegend drückte er sich um die Türecke, schaute in einen schwach erleuchteten Kellerraum und sah eine Szene, die ihm wie ein Tiefschlag vorkam.

Gefesselt lag John Sinclair auf einer Pritsche. Dicht neben ihm stand Logan Costello. In der Hand hielt er einen schweren Revolver, dessen Mündung gegen Johns Stirn drückte...

Der alte Dämon lebte noch immer!

Es war kein Leben mehr im eigentlichen Sinne, nur mehr ein Dahinvegetieren, ein Siechen, ein letztes Aufzucken vor dem allmächtigen Tod, der grausamen Vernichtung. Sein Kopf wirkte wie ein hölzernes Relief, in dessen Furchen und Spalten sich das eingetrocknete Blut befand. Die ihn umgebenden vier gläsernen Spinnen pumpten weiter verbrauchtes Blut durch die Fäden ihrer Netze in den von Todesqualen geschwächten Körper, ohne ihn jedoch stärken zu können. Auch Gorgos lauerte. Immer öfter streckte der Gläserne seine Fühler aus, ließ die langen Fäden nach unten gegen das Netz fallen, und diesmal dauerte es schon länger, bis sie sich auflösten. Auch die Kraft des Netzes schwand.

Bis zu dem Augenblick, als aus der Unendlichkeit ein feuriges Etwas erschien, brüllend und eingetaucht in eine wirbelnde Mauer aus hellen Flammen. Asmodis!

Er war plötzlich da, sein Lachen verhallte im Nichts, dennoch hatte es sich triumphierend angehört, und er plusterte sich vor dem

liegenden Dämon auf.

»Ich habe ihn!« meldete er. »Du wirst das Blut des Gerechten bekommen, das allmählich dein Stundenglas füllt...«

Diese Nachricht gab dem Dämon noch einmal Kraft. Fast schien es so, als wollte er sich aufrichten, und er schaute dem Satan in das von kaltem Feuer umkränzte Gesicht.

»Wann kommst du mit ihm her?«

»Bald, sehr bald. Ich muss noch abwarten, bis er kurz vor seinem Tod steht. Dann hole ich ihn. Wir werden das Stundenglas umdrehen, so dass du sein Blut bekommen kannst. Ich sorge dafür, dass sich das Spinnennetz mit dem roten Lebenssaft des Gerechten füllt. Sobald du erstarkt bist, wirst du zuschauen, wie er stirbt. Unser größter Feind, vernichtet durch Schwäche.« Asmodis lachte schaurig.

»Danach stelle ich mich dem Gläsernen«, sagte der Dämon. »Er lauert bereits. Er kann es nicht abwarten, bis ich sterbe und er mein Reich übernehmen wird. Er wird sich getäuscht haben. Noch lebe ich, und ich werde weiterleben. Wann, Asmodis, kommst du mit ihm?«

»Verlange von mir keine Zeitangaben. Du weißt, dass ich mich danach nicht richte. Die Zeit ist für mich nicht vorhanden. Ich kehre in eine andere Dimension zurück, um ihn zu beobachten. Bei meinem nächsten Besuch, das verspreche ich dir, bin ich nicht allein.«

»Ich warte...«

»Das kannst du auch.«

Wieder war nur eine Wolke aus Feuer zu sehen, als sich der Höllenfürst auf den Weg machte.

Er pendelte zwischen den Dimensionen. Doch jetzt musste er zurück. Sinclair, sein Todfeind, wartete auf ihn.

Und auch das Blut eines Gerechten...

Es war nicht einmal die Waffe und auch nicht der gebückt

dastehende Mafioso mit dem hassverzerrten Gesicht, das Suko so schockte, sondern die Tatsache dieser teuflischen Blutentnahme.

John konnte nichts dagegen tun, dass Blut aus seinem Körper lief, durch einen Schlauch rann, und sich in einem großen Stundenglas sammelte. Das Licht war relativ schlecht, dennoch konnte Suko erkennen, wie mies es seinem Freund ging. John sah so bleich wie eine Leiche aus, er schien mehr tot als lebendig zu sein.

Die Gefühle, die den Chinesen durchtosten, hätte er nicht einmal in Worte fassen können. So zahlreich waren sie.

Von Wut, Zorn, Hass bis hin zu der Erkenntnis des Versagens kam ihm alles in den Sinn. Er musste auch so ausgesehen haben, denn Costello begann, sich zu amüsieren.

»Pech, nicht wahr, Chinese?«

»Klemmen Sie den Schlauch ab!« befahl Suko. Er hatte mit einem einzigen Blick erkannt, was am wichtigsten war.

Costello lachte nur. »Das glaubst du doch selbst nicht, Chink, dass ich so etwas tue. Nein, diese Chance bekomme ich nie wieder. Und wenn du schießt, das kannst du ruhig, werde ich immer schneller sein. Auch mit einer Kugel im Körper drücke ich noch ab und zerfetze Sinclair mit dem Kaliber den Schädel!«

Leider wusste Suko zu genau, dass dieser Mann nicht bluffte und ihn in eine verfluchte Zwickmühle gebracht hatte. Dies war ein typischer Fall von Geiselnahme. Es gab Richtlinien, wie sich ein Polizeibeamter zu verhalten hatte, aber Theorie und Praxis unterschieden sich nun mal voneinander. Zudem drängte bei Suko die Zeit. Mit jeder Sekunde, die verging, floss mehr Blut aus dem Körper seines Freundes John. Costello ahnte die Gedanken des Inspektors und verhöhnte ihn. »Du hast keine Chance, Bulle. Da kannst du es drehen und wenden. Ich bin immer der Stärkere.«

»Glaubst du denn, dass ich allein gekommen bin?« fragte Suko.
»Ich besitze Rückendeckung...«

»Das ist mir bekannt. Aber die Typen sind über uns und nicht hier. In diesem Keller habe ich das Sagen. Deshalb befehle ich dir, die Pistole wegzwerfen.«

Darauf hatte Suko gewartet. Wenn er der Anordnung nachkam, gab er einen großen Teil seiner Chancen aus der Hand. Andererseits blieben ihm kaum Möglichkeiten, und so musste er sich dem Druck des Mafioso beugen. Dennoch startete er zu einem letzten Versuch.

»Costello, wir können uns einigen. Wenn Sie die Waffe wegnehmen und ich John Sinclair von diesem verdammten Blutschlauch lösen kann, wäre das auch für Sie von Vorteil. Überlegen Sie es sich, denken Sie genau nach!«

»Das habe ich!« Er drückte die Mündung noch härter gegen den Kopf des Geisterjägers. Suko erkannte, dass sein Freund vor Schmerzen das Gesicht verzog.

Der Inspektor war nahe daran, die Nerven zu verlieren. Auch für ihn gab es Momente im Leben, wo er am liebsten über die Stränge geschlagen hätte. So ein Moment war eingetreten, als er seinen Freund John Sinclair leiden sah.

»Los, weg!«

»Ja, ja...« Suko drückte seinen Arm zur Seite. Er öffnete die Faust. Die Beretta fiel auf den Betonboden, wobei ein schepperndes Geräusch entstand.

Costello nickte zufrieden. »Das ist gut, Chink, sehr gut. Ich wusste ja, dass ich gewinne.« Costello verzog das Gesicht zu einem breiten Lächeln. »Was willst du noch gegen mich unternehmen? Nichts, und auch die Männer oben sind in der schwächeren Position, mögen sie eine noch so große Schau veranstalten. Ich bin besser dran.«

Er fühlte sich sicherer, nachdem Suko nicht mehr mit der Beretta bewaffnet war. Costello nahm seine eigene Waffe von Johns Kopf weg und richtete die Mündung auf den Chinesen. Costello hatte die Augenbrauen drohend zusammengezogen und kam dabei einen Schritt

auf Suko zu. Aus der Tasche des Inspektors schaute das Walkie-talkie, dies hatte auch Costello bemerkt.

»Zieh das Gerät hervor und nimm mit deinen Leuten da oben Verbindung auf!« befahl er.

»Und dann?«

»Mach es!«

Suko schaute in die Mündung. Darüber befand sich das Gesicht des Mafioso. Selten hatte er Costello so in die Enge getrieben. Bisher war er nie an ihn herangekommen, dies hatte sich nun geändert. Es war Suko gelungen, Costello bei einer verbrecherischen Handlung zu überraschen, und der Killerchef sah sich böse in der Klemme.

Dass er da nicht mehr so überlegt reagierte, lag auf der Hand. Aus diesem Grunde konnte es passieren, dass er plötzlich durchdrehte und abdrückte.

Der Inspektor nickte seinem Gegner zu. »Sie haben gewonnen. Ich werde es den anderen sagen.«

»Aber schnell.«

»Sicher.« Suko holte mit spitzen Fingern das Walkie-talkie aus der Tasche. Er schob die Antenne hoch und schaltete das Gerät ein. Den Mafiaboss ließ er dabei nicht aus den Augen, und er vernahm die Stimme seines Chefs.

»Was ist, Suko?«

»Ich bin im Keller und habe John gefunden.«

»Dann...«

Bevor Sir James weiterreden konnte, unterbrach ihn der Inspektor.

»Nein, Sir, so einfach ist das nicht. John ist nicht allein. Costello ist hier. Sie verstehen?«

Es folgte eine Schweigepause, bis der Superintendent sich wieder meldete. »Ja, ich verstehe«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich verstehe sogar sehr gut. Wie geht es John?«

»Schlecht.«

»Er lebt aber?« Die Stimme klang belegt.

»Noch, Sir. Man zapft ihm das Blut ab und will ihn auf diese Weise erledigen.«

»Sein Blut für den Teufel!« schrie Costello so laut, dass der Superintendent die Worte hören musste. »Sein Blut für den Teufel. Sinclair wird es ihm spenden.«

»Stimmt das?«

»Ja, Sir, das ist richtig.«

»Können wir etwas tun?«

»Nein und ja!« brüllte Costello los. »Sie können etwas tun, Sir James. Und zwar werden Sie sich so schnell wie möglich mit Ihren Leuten verziehen. Wenn nicht, können Sie sich hier im Keller gleich zwei Tote abholen. Verstanden?«

»Das habe ich.«

»Dann hauen Sie ab! Und zwar sofort!«

»Kann ich noch eine Frage an den Inspektor richten?«

Suko schaute Costello an. Der Mafioso schwitzte. Ein Zeichen seiner inneren Erregung. Auch an ihm ging dieses Nervenspiel nicht spurlos vorüber. Trotzdem nickte er. »Nur eine.«

Sir James fragte: »Sehen Sie noch eine Chance für John?«

»Wenn er sofort erlöst wird, ja. Sonst...« Der Chinese sprach nicht mehr weiter. Dafür sah er Costellos Grinsen und das harte Funkeln in seinen Augen. Dessen Mimik sagte alles. Er hielt die Trümpfe in der Hand, und er... Plötzlich änderte sich alles. Auf einmal sah Suko, wie das Grinsen aus dem Gesicht verschwand. Staunen, Hass und Überraschung zeichneten die Züge. Costello schaute für einen Moment an Suko vorbei auf die Tür. Dort musste ihm etwas aufgefallen sein.

Suko schleuderte das Sprechfunkgerät auf ihn zu und warf sich gleichzeitig zur Seite.

Ein Schuss wummerte auf. Der Inspektor sah noch das fahle

Mündungslicht, hörte auch einen Schrei und landete am Boden, wobei er blitzschnell zugriff und sich seine Beretta schnappte. Mit der Waffe in der Hand rollte er sich herum.

Costello stand an der Wand. Verzerrt war sein Gesicht. Aus einer Stirnwunde rann Blut, und Suko schoss.

Er war schneller als Costello und jagte ihm die geweihte Silberkugel in die rechte Schulter. Ein Zufallstreffer, die Kugel hätte ebenso gut in die Brust schlagen können. Costello war geschockt, und hinzu kam der Schmerz.

Der Mafioso fing an zu schreien. Die Waffe hatte er fallen lassen. Mit der linken Hand hielt er sich die Stelle am rechten Arm, die von dem geweihten Silbergeschoss erwischt worden war. Blut sickerte zwischen seinen Fingern hervor und tränkte die Kleidung.

In der Tür erschien Lew Ganser. Der Anführer wäre fast über einen seiner Männer gestolpert, der auf der Schwelle lag. Ihn hatte Costellos Kugel erwischt. Er war nicht tot, nur kampfunfähig geschossen und bewusstlos. Sofort wurde er abtransportiert. Auch Sir James erschien, außerdem einige Leute der Einsatzbrigade. Suko wollte sie nicht dahaben. Sie sollten Costello abführen, alles andere wollte er erledigen. Ihm ging es allein um John Sinclair.

Damit war Sir James einverstanden. Lew Ganser reagierte wieder sauer, konnte sich jedoch nicht dagegen wehren.

Suko und Sir James traten an die Pritsche. Im Flur noch hörten die beiden Costello tobten und nach einem Anwalt schreien. Trotz seiner Verletzung war er ziemlich munter.

»Mein Gott, was ist der blass«, flüsterte Sir James. »Wie ein Toter.«

Suko drehte die Klemme fest. Jetzt floss kein Blut mehr aus Johns Körper in das Stundenglas. »Am besten wird es sein, wenn wir einen Arzt holen«, sagte der Chines. »Und wir sollten alles für eine Gegentransfusion vorbereiten.«

»Ja, das ist gut. Hat er noch sein Kreuz?« Suko fühlte nach und nickte.

»Wenigstens etwas«, murmelte Sir James. Sein Blick wanderte zwischen John Sinclair und dem Stundenglas hin und her. »Das kann nur ein Teufel getan haben.«

»Da werden Sie genau den Nagel auf den Kopf getroffen haben, Sir«, bemerkte der Inspektor.

»Suko, ich hole einen Arzt. Bleiben Sie solange hier unten. Ich werde keinen anderen in den Raum lassen. Auch nicht Lew Ganser, der sich übergangen fühlt.«

»Da wäre ich Ihnen dankbar, Sir.« Suko war sehr froh, dass die Aktion letztendlich noch so glatt und sicher abgelaufen war. Sir James verschwand. Suko blieb allein mit seinem Freund John Sinclair zurück. Im Hals verspürte er ein Kratzen, als er in das blonde Gesicht schaute, das so leblos wirkte. Als würde kein Blut mehr durch die Adern fließen. Ein leeres Gehirn, leere Zellen, eingefallene Wangen, kleine Schweißperlen auf der Stirn. So sah ein Mensch aus, der dem Tod näher als dem Leben war.

Suko schaute noch einmal nach, ob er die Klemme auch fest zugedreht hatte. Ja, das war geschafft. John verlor kein Blut mehr, und er wollte einen Test machen.

»John!« flüsterte der Inspektor, »John, du alter Kämpfe, hörst du mich nicht?«

Er bekam keine Antwort. Suko fühlte nach Herz- und Pulsschlag. Erleichtert konnte er beides feststellen. »John Sinclair, du musst mich einfach hören...«

Nein, da war nichts. Suko bekam von seinem besten Freund keine Antwort. Er wusste auch nicht, was alles geschehen war. Vielleicht hatte man John auch eine magische Spritze oder...

Da hörte er das Kichern...

Es klang unheimlich, schwabte und zitterte über ihm. Und von

Sukos Nacken rann es kalt über den Rücken. Dieses Kichern hatte seinen Grund.

Er schaute hoch. Aus dem Grau der Betondecke starnte ihn jemand an. Eine Fratze, ein hässliches, widerliches Gesicht.

Das des Teufels!

Und der Inspektor hörte die zischenden Worte. »Glaub nur nicht, dass du gewonnen hast, Chinese. Das war erst das Vorspiel. Costello ist nur ein Handlanger gewesen. Mir kam es auf das Blut des Gerechten an. Und das habe ich jetzt!«

Suko hatte den Kopf in den Nacken gelegt, damit er den Teufel anschauen konnte. Satan präsentierte sich gern in all seiner Scheußlichkeit, auch jetzt wieder zeigte er seine dreieckige Fratze mit dem bösen Blick und dem grausam verzogenen Mund.

In diesen Momenten wusste Suko - obwohl der Teufel nichts tat - dass er noch nicht gewonnen hatte. Dann wäre Asmodis nicht erschienen, und er griff an.

Suko war darauf vorbereitet, dennoch reagierte er nicht schnell genug, denn eine Attacke des Höllenfürsten war zeitlich kaum messbar. Man konnte die Begriffe wie gedankenschnell oder Lichtgeschwindigkeit verwenden.

Suko jedenfalls sah nur mehr einen roten Kreisel, eine Spirale, fühlte sich angehoben, hörte ein böses Lachen und dann nichts mehr. Die Männer, die wenig später den Keller betrat, fanden ihn leer...

»Was können wir tun?« fragte der Abt des Klosters St. Patrick leise.

»Nichts«, antwortete Pater Ignatius. »Wir können nur zuschauen, beten und hoffen.«

Es waren genau die Worte, die zutrafen, denn die beiden Männer wussten nicht, was sie unternehmen sollten. Sie hatten Jane Collins nicht allein lassen können. So hielten sie in der vom Schein der

Öllampe schwach erhellten Kammer Wache. Sie hatten sich Stühle geholt, sie neben das Bett gestellt und darauf ihren Platz gefunden. Jane lag auf dem Rücken. Den Würfel hielt sie fest umklammert, ihr Gesicht war schweißnass. Hin und wieder rieb Pater Ignatius es vorsichtig trocken, was die Frau kaum merkte. Sie schien in einer anderen Welt zu schweben, denn es war fraglich, ob sie überhaupt alles mitbekam.

Der Abt schüttelte den Kopf. »Wenn ich es mal etwas spektakulär ausdrücken darf, so kann man diese Frau mit einer lebenden Zeitbombe vergleichen. Oder nicht, Bruder Ignatius?«

»Doch - schon. Ich würde aber eher das Wort magisch benutzen.«

Der Abt nickte. »Wir haben John Sinclair und dieser Frau Hilfe angeboten und werden sie den beiden auch weiterhin gewähren. Da kann kommen, was will.«

»Ich bin froh, dass du so denkst.«

»Bleibt mir etwas anderes übrig? Wir haben in unserem Gelübde geschworen, uns gegen die Mächte des Bösen zu stemmen und die zu unterstützen, die auf der anderen Seite stehen. Sie steht auf unserer Seite, das weiß ich genau.«

»Ja, das Hexendasein hat sie hinter sich.«

»Und sie lebt ohne Herz!« Da hatte der Abt ein Thema angesprochen, über das sich beide den Kopf zerbrachen. Sie fanden keine medizinische Erklärung für dieses Phänomen. Sosehr sie auch grübelten, sie würden keine finden. Das waren Gesetze der Magie, die auch von ihnen akzeptiert werden mussten.

Pater Ignatius saß länger am Bett als der Abt. »Hatte sie inzwischen wieder Kontakt zu anderen Welten?« fragte dieser.

»Keine Ahnung.«

»Aber sie ist anders als zuvor?«

»Ja.« Hatte Jane Collins bisher ziemlich ruhig dagelegen, so zeigte sie sich jetzt innerlich aufgewühlt, obwohl sie sich äußerlich nicht

verändert hatte. Ihre Lage war die gleiche geblieben, nur auf dem Gesicht malten sich oft genug Empfindungen ab. Da zuckten Muskeln, hin und wieder bewegte sich der Mund, die Lippen öffneten sich dabei, doch nie drang ein Wort hervor.

Sie blieb schweigsam.

Und auch der Würfel veränderte sich nicht. Seine Farbe blieb. Hin und wieder nur bewegten sich die in seinem Innern gefangenen Schlieren heftiger als normal. Pater Ignatius erklärte dies mit einem Magiestoß, die der Würfel aus irgendeiner Dimension möglicherweise bekommen hatte. Vielleicht wandelte er diese Eindrücke in Bilder um, die allein von der Trägerin des Würfels empfangen werden konnten.

»John Sinclair hat mir etwas über den Würfel gesagt«, sprach Pater Ignatius leise. »Er bezeichnete ihn als ein Orakel. Ein Weissager, das Orakel von Atlantis...«

»Und daran glaubst du?«

Der Pater nickte. »Ja, ich glaube daran. Ich glaube sogar an Atlantis. Dieser Kontinent muss einfach existiert haben. Es weisen einfach zu viele Spuren auf ihn hin.«

»Die von keinem Wissenschaftler akzeptiert werden.«

»Von den wenigsten«, präzisierte der Pater.

»Und dieser Würfel ist ein Teil des Kontinents!« hielt der Abt fest.

»So sagt man.«

»Wie kann es dann sein, dass er einen Menschen, der kein Herz besitzt, trotzdem am Leben erhält?«

»Darüber kann ich dir nichts sagen. Es gehört zu den ungelösten Rätseln dieser Welt. Vielleicht werden wir in ferner Zukunft einmal soweit sein, auch das zu begreifen. Momentan ist die Menschheit noch nicht reif.«

Der Abt wollte eine weitere Frage stellen, um das Thema zu vertiefen. Er hütete sich jedoch, denn Jane Collins machte sich

bemerkbar. Zum erstenmal seit langer Zeit drang ein Stöhnen über ihre Lippen. Bisher hatte sie die Augen fast geschlossen gehabt, nun öffnete sie den Blick, so dass die beiden Mönche in ihre blauen Pupillen schauen konnten. Sie hatten das Gefühl, als wären diese von einem Schleier überdeckt worden. Spannung erfasste sie. Auch an ihren Sitzhaltungen zu erkennen, die plötzlich steifer als noch vor Sekunden wirkten. Janes Lippen zitterten. Sie wollte etwas sagen, eine Mitteilung machen, es fiel ihr sehr schwer. Immer wieder setzte sie an, ohne Erfolg.

»Vielleicht sollten wir ihr helfen!« schlug der Abt vor.

Damit war Pater Ignatius einverstanden. Er beugte sich vor und versuchte, Jane zum Reden zu bringen. Dabei legte er auch eine Hand gegen ihre Stirn.

»Bitte, Jane«, flüsterte er. »Sag uns, was geschehen ist. Was siehst du?«

Sie schaute ihn an. Ungewöhnlich gläsern war ihr Blick, als beständen die Pupillen aus einem völlig anderen Material. Der Pater schaute auf den Würfel, blickte wieder in ihre Augen und verglich. Da schienen Würfel und Pupillen tatsächlich denselben Ausdruck angenommen zu haben. Mit leiser Stimme machte der Mönch den Abt auf dieses Phänomen aufmerksam.

»Ich habe es auch gesehen.«

»Und jetzt müssen wir einfach warten. Ich werde das Gefühl nicht los, als hätte sie eine Botschaft für uns. Der Würfel wird es ihr mitteilen und auch uns sagen.«

»Hoffentlich...«

Noch hielt Jane sie in Spannung, weil sie nichts erklärte. Urplötzlich begann sie zu reden. »John!« hauchte sie. »John Sinclair ist... ist... er kann sterben...«

Diese Worte wirkten wie Schläge. Beide Männer zuckten zurück. Jane hatte vom Tod des Geisterjägers gesprochen. Noch lebte er,

doch er musste sich in ungeheuren Schwierigkeiten befinden, und sie präzisierte ihre Angaben mit dem nächsten Satz.

»Kel-Aba, der Dämon, kann nur durch ihn leben. Er vegetiert dahin. Er braucht das Blut eines Gerechten. Sie haben... sie haben ihn geholt. Sie wollen sein Blut...«

»Wohin haben sie ihn geschafft?«

Jane schüttelte, auf dem Rücken liegend, den Kopf. »Der Würfel ist die Verbindung«, ächzte sie. »Eine andere Welt. Die Welt der gläsernen Spinnen, die Dimension von Kel-Aba. Gorgos lauerte im Hintergrund. Der Gläserne will die Welt haben, aber der Teufel...«

»Und der Würfel?« fragte Ignatius.

»Er hält die Verbindung. Ich kann sehen, er ist das Orakel. Ich höre ihn sprechen...«

»Was sagt er? Was?«

»Neeiiinnn - nicht!« Jane brüllte plötzlich, richtete sich auf, hätte fast den Würfel verloren, und beide Männer mussten zugreifen, um die Frau wieder nach hinten zu drücken.

Da blieb sie liegen. Erschöpft, apathisch, als hätte sie Schreckliches hinter sich.

»Was ist da passiert?« fragte der Abt.

»Wenn ich das wüsste«, flüsterte Pater Ignatius, »wenn ich das nur wüsste...«

Elend, hilflos, wehrlos...

Diese drei Eigenschaften trafen auf mich zu. Ich lag auf dieser Pritsche und fühlte, dass mit jedem Tropfen Blut immer mehr Leben aus meinem Körper rann.

Sie hatten mich gefangen, und diesmal schien es endgültig zu sein. Darüber konnte ich nachdenken, es bereitete mir nur so große Mühe, dies überhaupt festzustellen, weil das Innere meines Kopfes von einem Schleier ausgefüllt war.

Er hemmte, er verlangsamte, die große Müdigkeit wurde von ihm gefördert, und ich wollte eigentlich nur schlafen. Man ließ mich nicht. Irgend etwas geschah um mich herum, das ich leider nicht mitbekam. Ich hörte es nur. Da waren Stimmen. Nah und gleichzeitig so fern.

Sie drangen in mein Bewußtsein, aber Worte konnte ich nicht verstehen. Barrieren hinderten mich daran, sie zu begreifen und auch zu reagieren. Eine Stimme kam mir sehr bekannt vor.

Ich hatte sie schon oft gehört, sie musste mit mir, meinem Leben und meiner Arbeit zusammenhängen.

Ja, das war Suko!

Wenn mir das Denken nicht so schwergefallen wäre. Mein Gehirn war leer. Der Blutkreislauf funktionierte nicht mehr wie gewohnt. Die große Leere...

Schüsse! Sie schreckten mich für einen Moment aus meiner Lethargie. Mein Unterbewusstsein musste reagiert haben. Wenn ich Schussdetonationen hörte, war ich immer gespannt.

Für einen Moment sah ich wieder klar. Ich hörte das Schreien, entdeckte hin und her huschende Schatten, bis wieder der Schleier kam und sich vor meine Augen legte.

Er zerrte mein Bewußtsein fort, wollte es in eine Welt ohne Rückkehr holen, und ich konnte nichts daran ändern, sosehr ich mich auch bemühte.

Dieser Zustand zwischen Wachsein und Schlafen, zwischen Tod und Leben war einfach schlimm für mich. Mein Leben, meine Seele, mein Bewußtsein balancierte praktisch auf diesem schmalen Grat, und ich musste Acht geben, dass ich nicht kippte.

Noch hielt ich mich. Aber wie lange...?

Der Kampf dauerte an. Ich würde und wollte nicht aufgeben. Verzweifelt versuchte ich, mich zu motivieren, Kräfte freizumachen, die mir darüber hinweghalfen und mich vielleicht zurück ins Leben

führten. Noch konnte ich denken, auch wenn es mir schwer fiel und mich viel Kraft kostete.

Die Stimmen verstummt. Wütende Schreie vernahm ich aus der Ferne, dann schwiegen auch sie. Ruhe, Stille...

War es die letzte, die tödliche Stille? Das unendliche Schweigen des Todes? Hörte jetzt das Balancieren auf der Grenze zwischen Tod und Leben auf? Sollte ich es mir wünschen?

Fast war ich soweit. Wenn da nicht mein Unterbewusstsein gewesen wäre, das wie eine Quelle reagierte, aus der ich Kraft schöpfen konnte. Ein sprudelndes Wasser, aufgetankt mit Energie, mit Lebensfunken, die mich nicht verließen.

Ich öffnete die Augen.

Mein Gott, war das schwierig. Ich schaute nach oben. Es bereitete mir weiterhin Mühe, die Augen offen zu halten. Ich sah die Decke und erkannte sie nicht als solche. Sie war nur mehr ein großer grauer Fleck, der verschwand, sich bewegte, mal kreiste, dann wieder zitterte. Jemand fasste mich an.

Hätte ich die Kraft gehabt, wäre ich zusammengezuckt. Und ich wurde auch angesprochen von der Stimme, die ich so schätzte, und die mir in dieser Lage auch so gut tat.

Suko, mein Freund, redete...

Was er sagte, verstand ich leider nicht. Es tat nur gut, ihn in dieser schweren Stunde bei mir zu wissen. Eine Zeit, die von anderen diktiert wurde, wo der Tod schon nach mir griff und seine Klauen ausgestreckt hatte.

Die Augen waren mir nicht völlig zugefallen. Noch immer konnte ich zur Decke schielen, und dort entdeckte ich ein seltsames Gesicht. War es der Knöcherne, der schon mit seinem kalten Blick auf mich, den Wehrlosen, herabschaute?

Ich hatte keine Ahnung und bemühte mich um eine bessere Sicht. Nein, das war nicht der Sensenmann, aber die Person, die auf mich

herabschaute, stand ihm in nichts nach. Asmodis!

Er zeigte sich, und er kostete seinen Triumph weidlich aus, mich in seiner Gewalt zu haben.

Ich spürte seine Aura. Sie drang auf mich nieder und berührte meinen Körper wie ein kalter böser Hauch, der mich umfasste, als wäre ich von einem Tuch eingefangen worden. Vergeblich versuchte ich, mich dagegen anzustemmen. Ich wollte nicht in die Gewalt des Satans geraten, der meine Seele und mein Leben so schrecklich zerstören konnte.

Verzweifelt ging ich dagegen an. Meine Lippen zitterten, es war mir leider nicht möglich, auch nur ein Wort hervorzubringen. Zu grausam und stark war der andere.

Dann kam der Sturm. Jedenfalls empfand ich ihn so. Grauenhaft, schrecklich. Unerklärbare Kräfte spielten mit mir, sie hoben mich hoch, ich begann zu schweben und schaute geradewegs in einen unendlich langen, pechschwarzen Trichter hinein, an dessen sich verjüngendem Ende dennoch klar und deutlich ein Gesicht zu sehen war. Das des Teufels!

Ich stieß in den Trichter hinein. Nichts war da, was mich noch halten konnte. Wirbel umtanzten mich, während ich weiterhin die Gestalt des Teufels im Blick behielt.

Bis sie verschwand.

Im selben Augenblick zerplatzte der Trichter. Etwas anderes breitete sich vor meinen Augen aus. Eine neue Welt, ein seltsames Reich. Hell und trotzdem dunkel. Gefährlich und...

Meine Gedanken stockten, denn ich hörte das rauhe Organ des Höllenherrschers.

»Wir sind da, John Sinclair. Jetzt wirst du dein Blut abgeben müssen. Du musst sterben, aber Kel-Aba wird leben...«

Sir James Powell hatte viel hinter sich. Er war zwar nicht immer

direkt mit der Magie konfrontiert worden, doch aus Erfahrung wusste er, dass ihn so leicht nichts erschüttern konnte.

In diesem Keller war alles anders. Hier hatte eine andere Kraft, eine nicht fassbare Magie, so zugeschlagen, dass er sprachlos dastand und auch die Worte Lew Gansers nur hörte, als hätte der Mann sie durch einen Filter gesprochen.

»Das ist doch nicht möglich. Das kann nicht sein. Ich habe es selbst gesehen. Hier hat auf einer Pritsche jemand gelegen. Verflucht, wie ist das...«

»Halten Sie den Mund!« unterbrach Sir James ihn. »Sie werden keine Erklärung finden.«

Ganser lachte scharf auf. »Keine Erklärung? Es gibt für alles eine Erklärung, Sir!«

Der Superintendent drehte sich schwerfällig um. Sein Blick, mit dem er Ganser anschaute, war fast traurig. »Ja, Mr. Ganser, es gibt eine Erklärung. Akzeptieren Sie schwarze Magie?«

Ganser schaffte zwei Dinge zugleich. Er nickte und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß, wer Sie sind, Sir, und welchen Job Sie ausüben. Aber an schwarze Magie habe ich nie geglaubt.«

»Dann müssten diese Vorgänge Sie eines Besseren belehren.«

»Trotzdem...«

Der Superintendent verzog die Lippen. Er stufte diesen Menschen als unbelehrbar ein und hatte auch keine Lust, noch länger mit ihm zu diskutieren. »Kommen Sie, wir gehen hoch!«

»Und dieser Raum?«

»Was meinen Sie damit?«

»Soll er unbewacht zurückbleiben?«

»Was wollen Sie hier noch bewachen, Mr. Ganser? Nichts. Es gibt nichts zu schützen oder zu bewachen. Höchstens ein paar kahle Betonmauern. Dafür ist Ihnen die Zeit doch wohl zu schade - oder

nicht?«

»Verdammt, ich...« Der harte Typ war durcheinander. In seinen Augen stand Unsicherheit.

Sir James wusste es besser. Er akzeptierte das Geschehen. Zwar konnte er sich auch nicht erklären, wie es möglich gewesen war, dass alles aus dem Kellerraum verschwand, es gab daran aber jetzt nichts zu rütteln. Er musste es so nehmen, wie es kam.

Lew Ganser blieb hinter dem Superintendenten, als sie den Kellerraum verließen. Sir James hörte Ganser leise reden. Er war sich noch immer nicht im klaren über die Vorgänge.

Sie gingen die Treppe hoch. Obwohl es möglicherweise nicht viel brachte, wollte Sir James noch mit Logan Costello sprechen. Wenn er schon auf Satans Seite stand, musste ihn dieser auch eingeweiht haben. Wenigstens teilweise. Vielleicht verriet sich Costello und gab einen Tip, der Sir James auf die Spur des Geisterjägers brachte. Der Mafioso war nicht so schwer verletzt worden, wie es zu Beginn den Anschein gehabt hatte. Die Männer hörten ihn tobend und schreien. »Das wird euch noch allen Leid tun, verdammt!« keifte er. »Mich hier im eigenen Haus festzuhalten. Ich habe bereits meinen Anwalt informiert. Der wird euch zeigen, wo es langgeht.«

»Ja, ich kenne Mr. Sorvino«, erklärte Sir James, als er die Eingangshalle betrat, wo Costello mit verbundener Schulter in einem weichen Ledersessel hockte.

Jetzt fuhr der Mann herum, bewegte sich offenbar zu hektisch und verzog das Gesicht, weil Schmerzen seinen Arm durchtosten. »Sie haben dies zu verantworten, Powell, und Sie werden es auch ausbaden. Nicht diese Schießbudenfiguren hier.« Er deutete mit seinem unverletzten Arm in die Runde und erfasste mit dieser Bewegung die Männer des Sonderkommandos.

Sir James verzog die Lippen. »Sie können denken, was Sie wollen, Costello. Fest steht, dass wir Sie kalt erwischt haben. Sie haben

unter Zeugen einen Polizisten bedroht, auf einen anderen geschossen und ihn schwer verletzt...«

»Notwehr war das!« kreischte Costello. »Alles nur Notwehr. Und wen soll ich denn bedroht haben?«

»Zum Beispiel John Sinclair!«

Costello lachte. »Dann zeigen Sie ihn mir. Holen Sie ihn her, Powell!«

Sir James runzelte die Stirn. Mit seiner letzten Bemerkung hatte sich der andere verraten. Costello schien genau zu wissen, dass ihnen Sinclair durch die Lappen gegangen war.

Woher wusste er das?

Frech schaute der Mafioso mit dem Granitgesicht Sir James in die Augen. »Na?« höhnte er, »wo sind Ihre Zeugen?«

»Was wissen Sie?« fragte Sir James.

»Alles und nichts.« Er lachte meckernd.

»Man sollte diesen Typ durch die Mangel drehen!« mischte sich Lew Ganser ein. »Diese Schmeißfliege ist nichts, aber auch gar nichts mehr wert, verdammt.«

»Halten Sie sich raus!« sagte Sir James, bevor er sich wieder Logan Costello zuwandte. »Sie vertrauen auf den Teufel, das habe ich bemerkt. Nur sollten Sie Acht geben, Costello. So einfach, wie Sie es sich vorstellen, ist das nicht. Der Satan kann ausgesprochen sauer reagieren, wenn er merkt, dass sein Diener Schwäche zeigt. Sie zeigen Schwäche, wie ich sehe.«

»Hören Sie auf, Powell! Sie haben nichts mehr gegen mich in der Hand.«

»Und der Schwerverletzte?«

»War Notwehr, wie ich Ihnen schon sagte. Holen Sie mir die anderen her, und ich gebe Ihnen recht.«

Das genau konnte Sir James nicht. Er musste leider zugeben, dass Costello am längeren Hebel saß, und er fragte sich, ob John Sinclair

und Suko diesmal nicht endgültig verloren hatten...

Suko hatte noch zurückzucken wollen, es war ihm nicht mehr gelungen. Er war zu langsam, und dieser plötzlich vom Teufel entfachte Magiesturm packte auch ihn. Der Wirbel, das Dimensionsloch riss ihn mit.

Da war der Spalt zwischen zwei Welten, der wie ein nach oben rasender Fahrstuhl reagierte.

Auch Suko erlebte und empfand während dieser magischen Reise einiges, das ihm unangenehm war. Er sah die Fratze des Satans hässlich verzogen am Ende eines langen Tunnels lauern. Er merkte den Druck, der auf ihm lastete, wurde herumgedreht und kam sich vor, als wollten ihn gewaltige Kräfte in die schmale Öffnung einer Flasche pressen.

Das alles zählte nicht mehr, als die große Dunkelheit kam, für einen Moment alles umschlang und so schnell wieder wich, wie sie aufgetreten war.

Suko konnte sehen. Und er befand sich in einer anderen Welt. Auch der Chinese hatte zu Beginn noch unter den Anstrengungen dieser magischen Reise zu leiden. Er wusste nicht, wohin er sich wenden sollte, aber ihm fiel zuerst die Person ein, um die sich alles gedreht hatte. John Sinclair!

Er war hilf- und wehrlos und ebenfalls in diesen gewaltigen Magiesturm hineingeraten. Wo konnte er stecken? Er musste sich in dieser Welt aufhalten, deren Grenzen Suko leider nicht erkennen konnte. Vielleicht lagen sie in einer für ihn unerreichbaren Ferne, wo weder Zeit noch Raum existierten.

Wie er es auch drehte und wendete, zu einem Ergebnis kam er nicht, so dass er sich zunächst einmal um die nähere Umgebung kümmerte. Hier sah es so seltsam aus.

Suko suchte nach Vergleichen, die er leider nicht sofort fand. Er

hatte nach einer Weile des Nachdenkens das Gefühl, inmitten eines Felsendoms zu stecken, dessen Decke haushoch über ihm lag und ihn an einen dunklen Schatten erinnerte, der gläsern wirkte. Es existierte eine Weite und dennoch eine gewisse räumliche Enge, die Suko bedrückend vorkam.

Er schaute zu Boden.

Der Untergrund bestand aus dunkelgrauem Gestein. Er war hart, widerstandsfähig und schaffte es ohne weiteres, sein Gewicht zu tragen. Also würde er tiefer in die Welt hineinschreiten können, die mit einer unnatürlichen Helligkeit gefüllt war.

Woher sie kam, war Suko unbekannt. Vielleicht fiel dieses Schattenlicht aus der Höhe, wo etwas ihm Unbekanntes lauerte.

Er kam sich vor wie der einsame Wanderer, der die blaue Blume sucht. Nur wollte er keine imaginäre Blume finden, sondern einen Menschen namens John Sinclair.

Die Richtung, in die Suko gehen wollte, konnte er sich aussuchen. Demnach entschloss er sich, immer der Nase nach zu wandern, wie man so schön sagt, und setzte sich in Bewegung.

Eine Welt des Schweigens umfing ihn. Keine Gedankenströme durchflossen sie, keine direkte Magie, die Suko spüren konnte, und er wanderte über den harten Boden in die Unendlichkeit hinein. Es änderte sich nichts. Suko hatte das Gefühl, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen. Nur dieses tiefe Schweigen lastete auf ihm und der seltsame Himmel, die Grenze über seinem Kopf.

Irgendwann, einen Zeitbegriff gab es nicht, sah Suko Schatten. Zuerst glaubte er daran, dass sie leben würden, um nach ihm greifen zu können, wie die Diener des Spuks.

Er irrte sich. Die Schatten gehörten zu den hochaufsteigenden Felswänden, die immer näher an den Inspektor heranwuchsen, so dass er das Gefühl bekam, durch eine von himmelhohen Wänden begrenzte Schlucht zu laufen.

Gleichzeitig erkannte der Chinese ein Ziel. Es lag vor ihm, noch in der Ferne, und Suko sah auch nur mehr einen helleren Ausschnitt davon. Dieser Ausschnitt veränderte sich auch nicht, je weiter er ging, er blieb gleich. Natürlich dachte Suko darüber nach. Da gleichzeitig die Wände noch näher zusammenwuchsen, ließ ihn zu dem Entschluss kommen, in einem Gang oder Tunnel zu stecken. Das Helle musste demnach der Ausgang sein.

Suko hoffte stark, dass er mit dieser Theorie richtig lag und beschleunigte seine Schritte.

Der Inspektor traute seinen Augen nicht. Was er wenig später zu sehen bekam, war ungeheuerlich, kaum glaubhaft, in dieser Welt aber eine schreckliche Tatsache.

Er ging noch weiter auf die Lücke zu und musste sich schräg stellen, da die Wände so dicht zusammengewachsen waren und über seine Schultern schleiften.

Der Ausgang oder das Tor sahen aus wie ein mannshohes, allerdings sehr schmales Oval, durch das sich Suko nach draußen schob. Er entdeckte einen schmalen Sims aus Gestein. Diese Umrandung war der einzige Halt außerhalb einer gewaltigen Felswand, die steil in die Tiefe und ebenso steil in eine fast unendliche Höhe führte. Ein nicht schwindelfreier Mensch hätte es mit der Angst zu tun bekommen und sich zurückgezogen. Suko war schwindelfrei. Trotzdem hielt er sich fest, weil der Gesamteindruck überwältigend war. Vor ihm öffnete sich ein Tal, ein Land oder eine Dimension in ihrer kaum fassbaren Weite. Darüber spannte sich der aus dunklem Glas bestehende Himmel. Aber das war es nicht, was Suko so verwunderte. Dieses Land vor ihm war bodenlos. Dass er es dennoch betreten konnte, lag an dem gewaltigen Netz aus dünnen, gläsernen Fäden, die sich in einem verwirrenden Muster über die nicht messbare Tiefe spannten, leicht anstiegen und irgendwo in der Weite Gefangene gemacht hatten. Suko erkannte mehrere Personen.

Sie waren zwar klein, dennoch scharf und deutlich auszumachen. Das lag nicht zuletzt an dieser unnatürlichen Klarheit des dunkel wirkenden Lichts.

Eine Person war der Teufel. Die andere lag, die dritte ebenfalls. Es war John Sinclair!

Suko hatte seinen Freund gefunden. Doch die Entfernung zu ihm schien unüberbrückbar zu sein. In dieser Welt war es einfach nicht möglich, Distanzen zu schätzen. John konnte eine Meile, aber auch fünf Meilen entfernt von ihm sein oder näher heranliegen.

Obwohl die Zeit drängte, überstürzte der Inspektor nichts. Er behielt vor allen Dingen John Sinclair und dessen unmittelbare Umgebung im Auge. Und da entdeckte er etwas, auf das er sich keinen Reim machen konnte. Es waren kleine Buckel, die sich von der Gesamtheit des Spinnennetzes abhoben. Selbst aus der Distanz stellte Suko fest, dass diese Höcker aus einem durchsichtigen Material bestanden und im Innern eine dunkle Fläche aufwiesen, die sich, wenn Suko noch genauer hinschaute, bewegte. Sie zuckte, sie pumpte und schien wie ein kleines Kraftwerk zu arbeiten. Zudem schimmerten in ihrer unmittelbaren Nähe die dünnen Fäden nicht mehr hell, sondern dunkel. Suko wurde an den Schlauch erinnert, den er im Kellerraum des Mafiahauses an Johns Körper angeschlossen gesehen hatte.

Lief etwa auch Blut durch die Netzfäden?

Eine Untermauerung dieser Annahme bekam Suko ebenfalls, denn nicht weit entfernt, ungefähr zwischen John und der Person, die er nicht kannte, befand sich das mit Sinclairs Blut gefüllte Stundenglas. Noch war dies alles für Suko ein Rätsel. Er stand auf dem Sims, dachte nach und hörte das rauhe Schaben, das seine Gedanken unterbrach. Er schaute zurück.

Die Öffnung schloss sich!

Beide Felswände schoben sich aufeinander zu, berührten sich,

wurden zusammengepresst und schlossen fugendicht ab.

Diese Welt war Suko unbekannt. Er wusste allerdings, dass man ihn zwingen wollte, über das Netz zu gehen, denn ohne Grund hatte sich die Öffnung hinter ihm nicht geschlossen.

Vorsichtig ging der Chinese in die Hocke. Er streckte seinen rechten Arm aus und versuchte, die an der Felswand beginnenden Fäden mit seinen Fingern zu berühren, um erstens deren Festigkeit zu prüfen und zweitens nachzuforschen, ob sie klebten. Er kam nicht heran. Ihm blieb nur eine Chance. Der Sprung!

Suko ging in die Hocke und stieß sich ab. Noch in derselben Sekunde landete er, wunderte sich darüber, dass er nicht federte und machte die Feststellung, dass dieses aus Gitterfäden bestehende Netz die Härte von Stahlseilen aufwies.

Er konnte ohne Schwierigkeiten darüber hinweglaufen. Die Tatsache gab ihm Hoffnung.

Bevor er sich in Bewegung setzte, warf er noch einen Blick zurück. Eine schweigende, ungewöhnlich hohe Felswand wuchs vor ihm auf. Sie verschwand mit der seltsamen Düsternis des Himmels, der Suko immer stärker an eine Glasplatte erinnerte.

Darüber dachte er nach, und in seinem Kopf setzte sich ein Gedanke fest. Schon einmal hatten er und John Sinclair es mit Gläsernen zu tun gehabt. Damals hatten sie Gorgos kennen gelernt, einen der Großen Alten. Dessen Macht war so stark gewesen, dass er es geschafft hatte, Menschen zu verglasen. [4]

Suko wusste auch, dass jeder der sechs Großen Alten ein gewisses Reich besaß. Ein Sechstel der geheimnisvollen Leichenstadt, die irgendwo zwischen den Dimensionen schwebte.

Die Dimension der Leichenstadt hatte zu Atlantis gehört und war bei dessen großem Untergang vor mehr als 10 000 Jahren abgesprengt worden. Leider hatten die Dämonen, die dort regierten, überlebt, und so war es eben zu diesen Zuständen gekommen, unter

denen das Sinclair-Team des öfteren zu leiden hatte. Manchmal sah alles sehr einfach aus, wenn man über die großen Zusammenhänge nachdachte, doch die Details waren oftmals schwierig, wenn nicht lebensgefährlich.

Wie jetzt...

Suko konnte sich kaum vorstellen, dass es für ihn so einfach werden würde, das Netz zu überqueren. Irgendwo gab es bestimmt eine schwache Stelle, wo es leicht reißen konnte.

Was in der Tiefe auf ihn lauerte, wusste er nicht. Wahrscheinlich der Tod. Deshalb bewegte er sich äußerst vorsichtig, trotz seiner Angst um John Sinclair.

Nichts vibrierte, nichts federte. Suko schritt über das starke Glasnetz, als ginge er über eine Straße.

Sehr konzentriert und gespannt waren seine Sinne. Er schaute sich auch des öfteren um, weitere Gegner sah er nicht. Allein blieb er auf der flachen Netzseite, die weit vor ihm leicht anstieg, und zwar dort, wo sich John und die anderen befanden.

Asmodis musste den gleichen freien Blick haben wie Suko. Er unternahm nichts und ließ den Chinesen näherkommen. Auch als nichts passierte, blieben Sukos Sinne geschärft, und das war gut so, denn es näherte sich das lautlose Grauen, ohne dass er es zuvor gesehen hatte.

Es schwebte herab.

Suko sah plötzlich dicht vor seinen Augen einen kaum erkennbaren, hauchdünnen Faden, der in Wellenform und waagerecht durch die Luft pendelte.

Mit zwei Fingern fasste Suko nach ihm, zog ihn durch die Spitzen und wusste Bescheid, als er die dünnen Bluttropfen auf seiner Haut entdeckte.

Das gläserne Grauen hatte ihn eingeholt!

Er erinnerte sich an Sizilien und an London, wo er und John es zum

erstensmal erlebt hatten. Die kaum erkennbaren Glasfäden bildeten eine ungeheure Gefahr. Sie konnten einen Menschen zerschneiden und gleichzeitig auch verglasen. Verantwortlich für diese Tatsache zeigte sich Gorgos, der Gläserne. Einer der Großen Alten. Wenn er seine dämonischen Krallen nach Suko ausgestreckt hatte, konnte das eigentlich nur bedeuten, dass ihm diese Welt gehörte. Wie passte dann der Teufel hinein?

Suko wusste, dass Asmodis und die Großen Alten Todfeinde waren. Der eine wollte dem anderen die Macht abnehmen, der Kampf wogte hin und her. Jeder versuchte, dem anderen zu schaden, einen Sieger hatte es bisher nicht gegeben, wobei Suko davon überzeugt war, dass es zwischen den Parteien zu einem gewaltigen Entscheidungskampf kommen würde.

Er dachte darüber nach, als Gorgos und der Satan sich gegenüberstanden. Ihm schien es, dass der eine vom anderen keine Notiz nahm.

Das waren nicht seine Probleme, für ihn allein zählten die dünnen Fäden.

Zum Glück besaß Suko eine Waffe, die er gegen dieses lautlose gläserne Grauen einsetzen konnte. Die Dämonenpeitsche. Er holte sie hervor, schlug einmal einen Kreis über das Spinnennetz und schaute zu, wie die drei aus der Haut des Dämons Nyrana gefertigten Riemen aus der Öffnung rutschten.

Dabei gab Suko Acht, dass sie die Unterlage nicht berührten. Es konnte durchaus sein, dass sie kraft ihrer Magie das Netz zerstörten und er in die Tiefe fiel.

Die Anzahl der Fäden verstärkte sich!

Es geschah innerhalb von Sekunden, in denen der Dämon seine Boten lautlos nach unten schickte. Dabei war kein einziges Geräusch zu vernehmen. Sie segelten Suko entgegen, und der Chinese konnte nicht vermeiden, dass einige seine Gesichtshaut streiften. Sofort

spürte er wieder ein scharfes Brennen, wenn die Haut an der Auftreffstelle eingeschnitten wurde. Unwillkürlich zog er dann den Kopf ein, aber die verfluchten Fäden waren einfach überall. Sie streiften dann auch seinen ungeschützten Nacken.

Als es zuviel wurde, schlug Suko mit der Dämonenpeitsche zu. Die Riemen fächerten auseinander. Bei der Masse an Fäden blieb es nicht aus, dass einige getroffen wurden.

Sobald sie Kontakt besaßen, blitzten sie wie kleine Sterne und waren verschwunden. Aufgelöst, als hätte es sie zuvor nicht gegeben. Nicht einmal Asche rieselte zu Boden.

Es waren viele. Zu viele, wie Suko bald feststellen konnte. Sie sanken herab und fanden immer wieder ihr Ziel. Oft genug musste der Inspektor stehen bleiben, um sich die nächsten Schritte regelrecht frei zu schlagen.

Dabei führte er die Peitsche wie ein wahrer Meister. Er schwang sie über seinen Kopf, wo die drei auseinandergleitenden Riemen einen regelrechten Fächer bildeten, der das sich lautlos nähernde Grauen radikal zerstörte.

Dennoch wurde es schwieriger. Suko kam der Gedanke, dass sich Asmodis überhaupt nicht um ihn zu kümmern brauchte, die Glasfäden würden ihn schon vorher erledigt haben.

Es war nur mehr eine Frage der Zeit. Auch Sukos Kräfte würden irgendwann erlahmen.

Manchmal lief er kurzerhand hindurch. Dabei hatte er den Kopf eingezogen und ihn mit den Armen geschützt, so dass die Fäden zumeist die Handrücken berührten und nicht das Gesicht. Er vernahm auch das Echo seiner Schritte. Jedesmal wenn er einen der harten Fäden berührte, bekam der Kontakt einen metallischen Klang, so dass sein schneller Gang schon einem Stakkato glich. Durch kreuzförmige oder kreisende Schläge konnte sich Suko zwischendurch Luft verschaffen, die er unbedingt brauchte. Sehr

gefährlich wurde es, wenn er den Mund öffnete. Dann lief er Gefahr, dass die Glasfäden in seine Mundhöhle drangen und dort die Haut aufrissen.

Dies wollte Suko auf jeden Fall vermeiden, deshalb atmete er durch die Nase und so flach wie möglich.

Und sie segelten weiter. Lautlos, gefährlich und das zerstörend, was sich ihnen in den Weg stellte.

Wieder einmal schaffte es der Inspektor, sich durch Drehschläge für einen Moment freie Bahn zu verschaffen. Dabei stand er geduckt und schaute trotzdem in die Höhe.

Starrte von oben nicht ein Gesicht auf ihn herab?

Es überkam ihn eine Gänsehaut, als er dies bemerkte. Ja, das war ein Gesicht. Versteckt hinter dem dicken Glas, eingehüllt und mit grauenhaften Zügen ausgestattet.

Eine Fratze. Gorgos!

Er beobachtete aus sicherer Deckung, was seine tödlichen Fäden leisten konnten, und er griff auch zu härteren Mitteln, wie Suko einen Augenblick später erkannte.

Etwas jagte aus der für ihn unmessbaren Höhe direkt auf ihn zu. Durch einen gedankenschnellen Sprung konnte sich der Inspektor noch retten, sonst hätte ihn der harte Faden mit der Wucht einer kräftig geschleuderten Lanze getroffen.

Dicht neben seinem rechten Fuß prallte er auf das Netz und ließ es tatsächlich vibrieren.

Das Zittern pflanzte sich fort, erfasste auch Suko, der zum erstenmal merkte, wie knapp er dem Tod entgangen war.

Gläserne Lanzen jagte Gorgos seinem Feind entgegen. Zwei, drei, vier...

Suko konnte kaum so schnell springen, wie sie auf ihn herabfielen. Eine streifte seinen linken Arm, blieb stecken und bildete mit den anderen zusammen ein hohes Gitter, das Suko schon an ein gläsernes

Gefängnis erinnerte.

Zur Seite musste er ausweichen. Dennoch wusste er, dass der andere ihn überall erwischen konnte.

Vielleicht spielte er nur mit ihm, machte sich einen Spaß daraus, den Menschen so lange zu hetzen, wie er es für richtig hielt. Im Zickzack hastete der Inspektor weiter, wobei der Käfig dichter wurde und er plötzlich nicht mehr weiter konnte, weil ein zu dichtes Netz aus Stäben ihm den Weg versperrte.

Welche Chancen gab es noch? Suko sah nur eine. Die Dämonenpeitsche!

Kaum besaß er Platz genug, um zu einem Schlag auszuholen. Er tat es dann, drosch zu und traf auch einen der Stäbe.

Zwei der drei Riemen wickelten sich herum. Die Magie der Peitsche kämpfte gegen die des Stabs, und die erste war stärker. Der Stab unterlag.

Genau dort, wo er getroffen worden war, begann er aufzuweichen. Es zischte, Dampf wölkte auf, dicke Tropfen rannen nach unten, der Stab kippte, fiel gegen die anderen und übergab gleichzeitig die Magie der Peitsche an die nächsten Stäbe, so dass auch sie allmählich zu schwanken anfingen.

War das die Lösung? Hoffnung flackerte in Suko auf. Jäh wurde sie zerstört, denn unter den Stäben gab das bisher hervorragend gehaltene Netz plötzlich nach und fiel vor Sukos Füßen nach vorn weg.

Der Inspektor rutschte mit...

Ich lebte noch...

Es war eine Tatsache, über die ich mich nicht freuen konnte, denn dieses Leben konnte man kaum als ein solches bezeichnen. Es war ein schwaches Existieren, und ich sah die Gestalt des Satans dicht neben mir. Asmodis hatte seinen Schädel gesenkt, so dass ich in sein

böses Gesicht starren konnte.

Die Augen leuchteten rot, der Mund war verzogen. Das Gesicht nahm mein Blickfeld ein.

Ich lag auch weiterhin auf der Pritsche, war aber nicht mehr gefesselt. Dies stellte ich fest, als ich meine Hände bewegte und sie sogar leicht anheben konnte.

Asmodis fühlte sich sicher. In dieser Welt regierte er. »Hörst du mich, Geisterjäger?« fragte er lauernd.

»Ja.«

»Weißt du auch, wo du dich befindest?«

»Du wirst es mir sicherlich sagen«, lautete meine sehr schwach gesprochene Antwort.

»Ja, Sinclair, den Wunsch erfülle ich dir noch. Und sei froh, dass du es bist, der eine Welt rettet. Dann hast du vor deinem Tod noch etwas in meinem Sinne Positives getan.«

Als positiv empfand ich auch, dass ich nicht mehr an diesem verdammtten Blutschlauch angeschlossen war. Es gab keine Verbindung zwischen der Sanduhr und mir.

Wenn ich die Augen verdrehte, konnte ich sie sehen und auch mein Blut, das die untere Hälfte zu fast zwei Dritteln füllte. Seltsamerweise fühlte ich mich in dieser Welt besser. Körperlich ungemein schwach, aber geistig rege. Auch dafür trug sicherlich eine mir nicht bekannte Magie die Schuld.

Ich dachte darüber nach, was mir Asmodis kurz vor dem Verschwinden in diese Dimension gesagt hatte. Ein Name klang noch in meinen Ohren nach. Kel-Aba!

Und diesen Namen hörte ich schon bald darauf wieder, als Asmodis mit seiner Erklärung begann.

»Diese Welt, John Sinclair, gehört ihm, dem großen Kel-Aba. Ich sage es deshalb, weil er einmal sehr groß und mächtig war. Er entstand aus den Blutfelsen einer fernen Dimension und war

Herrscher über die Zeit. Er hatte ein Netz gebaut, das du hier siehst. Jeder einzelne Faden bedeutet einen Zeitarm. So konnte er bestimmen, wessen Leben oder wessen Zeit abgelaufen war. An dieses Netz waren zahlreiche Dämonen angeschlossen, und Kel-Aba spielte mit ihnen. Der Zeit-Dämon aus den Blutfelsen besaß eine ungeheure Macht. Schon damals war er den Großen Alten ein Dorn im Auge, aber er hatte sich nie um sie gekümmert, weil seine Verbindungen ganz andere waren. Er wollte keinen Kampf, sondern nur dirigieren. Wessen Zeit vorbei war, bestimmte er. Dann kappte er einen Faden im Netz, und der dementsprechende Dämon starb. Dies alles geschah noch lange vor der Existenz der Menschen, als Geister und Dämonen auf den Kontinenten herrschten, die ihr jetzt Welt nennt. Kel-Aba war mächtig, sehr stark sogar, und jeder Starke besitzt Neider. Zu Kel-Abas Neidern gehörten die Großen Alten, die versuchten, den Zeit-Dämon für sich zu gewinnen. Er wollte aber nicht. Da erdachten die Großen Alten einen Plan. Sie schickten Gorgos, den Gläsernen. Kraft seiner Magie sollten die einzelnen Zeitkanäle ausgetrocknet werden. Wenn dies geschah, konnte auch kein Blut mehr fließen, und Kel-Aba würde ebenso austrocknen oder vergehen wie seine Zeitarme oder die Dämonen, die mit ihnen in Verbindung standen. Er wehrte sich, aber er schaffte es nicht, gegen die anderen anzukommen. Die Großen Alten waren zu mächtig. Im Laufe der vergehenden Jahrtausende gelang es ihnen, immer mehr Zeitarme versiegen zu lassen, wobei der Gläserne sehr stark wurde und Kel-Aba nur mehr das Netz blieb, in dem er sich jetzt gefangen sieht.«

»Und was soll ich dabei?« fragte ich. »Weshalb will er mein Blut?«

»In den uralten magischen Gesetzen und Schriften, wo alles einmal erfasst und niedergeschrieben worden ist, steht, dass nur das Blut eines Gerechten den Zeit-Dämon noch retten kann. Und das Blut

eines Gerechten fließt oder floss in dir, John Sinclair. Was bei Costello begann, sprengt hier fast alle Dimensionen. Ich habe dafür gesorgt, dass der Zeit-Dämon dein Blut bekommen wird.«

Das hatte er tatsächlich. Gleichzeitig schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe, denn er konnte mich töten.

»Nur vier Diener sind noch bei ihm«, berichtete Asmodis weiter. »Es sind die gläsernen Spinnen. Ihre Körper beinhalten das Reserveblut. Es sollte eine Sicherheit sein, falls Kel-Aba einmal etwas geschieht. Nun musste diese Reserve angegriffen werden, doch das Blut besaß nicht mehr die Kraft. Es war auch schon verseucht, so dass Kel-Aba dahinsiecht und zu dem werden wird, was er einmal war.«

»Ein Blutfelsen?« fragte ich.

»Du hast es erfasst. Wenn Kel-Aba kein Blut mehr bekommt, wird er versteinern, und das würde furchtbar für ihn sein. Ich habe ihm geholfen, dieses Schicksal abzuwenden...«

»Du tutst nichts umsonst!« fuhr ich ihn an.

Asmodis rollte mit seinen glühenden Augen. »Nein, ich mache auch nichts umsonst. Als mich der Sterbende rief, schloss ich mit ihm einen Pakt. Ich gebe ihm das Leben zurück und bekomme dafür...« Er, legte eine Kunstpause ein. »Die Zeit!«

Es war eine Antwort, die nicht so leicht zu begreifen war. Man musste über sie nachdenken. »Die Zeit?« flüsterte ich.

»Ja, ich kann, wenn mir diese Welt gehört, über Tod und Leben gewisser Dämonen bestimmen. Auch über das Schicksal von Menschen. Wie mir Kel-Aba glaubhaft versicherte, hängen auch Menschen an seinem restlichen Zeitnetz. Es sind nicht mehr so viele, für mich wird es reichen, zudem habe ich dafür gesorgt, dass die Kraft des Gläsernen nicht noch weiter in dieses Reich eindringen kann. Alles andere hat sie zerstört, dieses Zentrum hier nicht. Der Gläserne lauert. Er wartet da, wo früher die Unendlichkeit begann.

Jetzt hat er dort sein Zeichen gesetzt. Der Himmel oder der Beginn der Unendlichkeit wirkte wie eine gewaltige Platte aus Glas.«

Wenn ich mir die Worte des Teufels durch den Kopf gehen ließ, musste ich wieder daran denken, dass im Prinzip fast alles bei ihm gleich war. Er strebte nach Macht, nach Vollendung im negativen Sinne, und er riss alles an sich, was sich ihm in den Weg stellte. Asmodis konnte nicht aus seiner Haut.

»Bist du geschockt?« fragte er mich.

»Nein.« Es war eine ehrliche Antwort. »Ich bin nur überrascht, dass der Fall so gelaufen ist.«

»Was hattest du gedacht?«

»Eigentlich nichts.«

Asmodis lachte. Er konnte nicht anders, denn wiederum war ihm etwas eingefallen. »Ich habe bereits mit der Zeit gespielt«, erklärte er mir in einem rauhen Tonfall. »Aus den Resten dieser einst so großen Welt habe ich meine Fühler nach einer Person ausgestreckt, die selbst dämonisch beeinflusst war und noch immer lebt. Kannst du dir vorstellen, John Sinclair, wen ich meine?«

Er schaute mich lauernd an. Die dunkle, fellartige Haut in seiner Dreiecksfratze zitterte. Die Erregung war ihm anzumerken. Ich tat ihm den Gefallen und gab ihm eine Antwort.

»Jane Collins, nicht wahr!«

»Ja!« Dieses eine Wort glich schon einem Jubelschrei. »Du hast es erfasst, es ist Jane Collins, denn sie besitzt den Würfel des Unheils, den ich haben will. Meine ersten Versuche sind fehlgeschlagen. Pernell Kent, Alva, sie haben es nicht geschafft, aber durch die Zeitmanipulation hängt sie an meiner Angel...«

»Und der Würfel?« unterbrach ich ihn. »Ich glaube nicht, dass er sich so etwas gefallen lässt.«

»Keine Sorge. Um ihn zu bekommen, finde ich auch einen Weg. Wenn Kel-Aba erstarkt ist, wird er mir seine Tricks zeigen, mit

deren Hilfe ich Herrscher werden kann. Du hast keine Chance mehr, Geisterjäger, überhaupt keine. Damit du auch sehen kannst, was ich damit meine, werde ich dich jetzt anheben und dir einiges zeigen. Gib genau Acht und öffne die Augen.«

Ich merkte, dass sich mein Körper allmählich in die Höhe schob, so dass ich eine sitzende Stellung einnehmen konnte und einen guten Überblick bekam.

Mein Blick glitt nach vorn. Wieder gab es mir einen Stich, als ich das Stundenglas mit meinem Blut sah. Es war mit dem Schlauch verbunden, bei dem man jetzt die Klemme geschlossen hatte.

Dicht daneben lag der Dämon, der auf den Namen Kel-Aba hörte. Aus den Blutfelsen sollte er entstanden sein. Das war möglich, obwohl er mir eher aussah wie ein vertrockneter Baumstamm mit tief zerfurchter, grabenartiger Rinde, in der noch eingetrocknete dunkelrote Reste klebten. Er besaß einen geschlechtslosen Körper. Menschliche Formen wies er auf, das war auch alles, was mich bei ihm an einen Homo sapiens erinnerte.

Die Haut war dick, graubraun, die Augen glänzten schwarz. Um sie herum verteilten sich die zahlreichen Furchen, die rechts und links und unter der Mundhöhle zusammenliefen.

Er war nicht still. Aus dem Maul drang ein schwerfälliges Stöhnen. Für mich ein Zeichen, dass es ihm tatsächlich schlecht ging. Er brauchte das Blut, aber der Teufel ließ ihn noch zappeln, wie auch mich. Bei uns beiden würde er bis zum allerletzten Moment abwarten, um dann zuschlagen zu können.

Mein Blick glitt auch an diesen Dämon vorbei in die Ferne und streifte über das Netz. Winzig war die Gestalt, die über die Fäden lief und sich uns nähern wollte. Bevor ich mich mit ihrem Anblick noch weiter beschäftigen konnte, packte mich ein Schwindel. Ich konnte mich einfach nicht mehr halten und fiel wieder auf die Pritsche zurück. Stoßweise atmend blieb ich dort auf dem Rücken

liegen, vom Satan scharf beobachtet.

»Das war es dann!« sagte der Teufel. »Lange genug habe ich alles vorbereiten müssen - nun kommt das Ende, Geisterjäger. Dein Blut für mich und gleichzeitig für diese Welt, die durch deinen roten Lebenssaft gerettet werden wird.«

Er wollte sich nicht mehr mit mir unterhalten, auch ich konnte auf einmal nicht sprechen, weil mich die Schwäche abermals schlagartig überfiel. Ich fühlte mich so wie kurz vor dem Dimensionssprung. Nur mehr zuschauen konnte ich. Meine Gedanken hatten es zudem schwer. Sie zu sortieren und in die richtigen Bahnen zu lenken, gelang mir nur mühsam. Ich schaute dem Teufel nach. Er bewegte sich gewandt und zielsicher wie ein Tänzer über die Netzmächen hinweg. Sein Ziel war das Stundenglas und natürlich Kel-Aba.

Es kam mir vor, als würde ich einen verlangsamten Traum erleben. Der Teufel bückte sich. Dabei griff er mit seinen dunklen Krallen nach dem dünnen, auf dem Netz liegenden Schlauch, drehte sich mit dem Endstück in der Hand herum und zeigte es mir, wobei sich sein Gesicht noch zu einem diabolischen Grinsen verzogen hatte. Durch die Bewegung des Schlauches glitten noch einige Tropfen aus der Öffnung und fielen auf das Netz. Sogar eine neue Nadel holte der Teufel aus seiner schwarzen Kleidung. Weit schwang er den Arm dabei herum. Wie ein Schauspieler auf der Bühne, der eine bestimmte Szene übertrieben darstellen will.

Er bückte sich.

Ich veränderte ein wenig meine Kopfhaltung, und so wurde auch die Blickrichtung eine andere. Weit konnte ich nach vorn schauen. Hatte ich vorhin die Gestalt meines Freundes gesehen, wurde mir nun der Blick genommen. Etwas schwebte in der Luft, das aus der Entfernung wie Nebel aussah, so dicht war es. Ich dachte an den Todesnebel und setzte auf ihn plötzlich meine Hoffnungen, denn mir, dem Kreuzträger, tat er nichts, und das Kreuz befand sich nach wie vor in

meinem Besitz. Unaktiviert.

Nur die Formel brauchte ich zu rufen, dann war alles klar. Ich strengte mich an, öffnete schon den Mund, doch die Worte wollten mir nicht über die Lippen fließen. Ich hatte sie nicht vergessen, aber ich konnte sie nicht aussprechen.

Dafür redete der Teufel. »So, Sinclair«, sagte er, als er das kleine Verbindungsstück in den borkig wirkenden Körper des liegenden Zeit-Dämons hineinstieß. Als ich dies bemerkte, zuckte ich unwillkürlich zusammen, obwohl ich selbst keine Schmerzen spürte. Es war die Einbildung. Noch floss mein Blut nicht, der Teufel musste erst noch beschwören. Er stellte sich hinter das große Stundenglas. Beide Arme hob er in die Höhe. Den Kopf legte er in den Nacken und öffnete dabei weit das Maul. Zischend drangen gelbgrüne, stinkende Schwefelwolken aus ihm hervor und folgten den Worten.

»Tod und Leben - Leben und Tod. Ich, Herr der Hölle, herrschte mit eiserner Hand darüber. Und so wird diese Welt bald mir gehören, wenn das Blut eines Gerechten in den Körper fließt. Blut, du Kraft des Lebens. Blut, du Macht des Bösen. Blut, du besonderer Saft, gehorche meinen Befehlen und nimm die Geister einer schwarzen Magie an, die älter als die Welt und alle Reiche der Galaxis sind. Blut des Lebens, beweise deinen Zauber und gehorche meinen Befehlen!«

Er hatte die Worte mit voller Lautstärke gerufen. Das Blut sollte wallen, das Blut sollte fließen.

Ich war gebannt, schaute auf das Stundenglas und sah, dass die dunkelrote Flüssigkeit, die sich einmal in meinen Körper befunden hatte, anfing zu vibrieren. Sie bewegte sich, sie warf Blasen, begann zu brodeln, und über der Oberfläche erschienen die ersten Dämpfe.

»Und jetzt fließe in den Körper!« schrie der Teufel, wobei seine erhobenen Arme schlagartig nach unten fielen.

Mein Lebenssaft gehorchte plötzlich seinen schwarzmagischen Gesetzen...

Das so starke Netz war vor Suko entzweigerissen. Innerhalb weniger Augenblicke hatte sich für den Inspektor die Lage radikal verändert. Auf der schiefen Ebene war es ihm nicht mehr möglich gewesen, sich zu halten. So geriet er ins Rutschen und glitt auf dieses Loch oder den Spalt im Boden zu.

Über die unbekannte Tiefe hatte sich der Inspektor bereits seine Gedanken gemacht. Sie waren beileibe nicht fröhlich gewesen, und auch jetzt schoss ihm das alles in Bruchteilen von Sekunden durch den Kopf. Sollte ihn die Tiefe nicht verschlingen und nie mehr zurückgeben, musste er etwas tun.

Suko drehte sich.

Zum Glück gelang ihm dies, denn seine Rutschpartie gewann nicht an Geschwindigkeit. Er lag zur Hälfte auf dem Bauch, hatte seine linke Hand frei und schleuderte den Arm zur Seite, so dass seine Hand gegen einen der Stäbe schlug.

Sofort griff er zu. Entweder hielt der Stab, oder er brach. Eine andere Chance gab es für den Chinesen nicht.

Der Stab hielt.

Suko fiel ein Stein vom Herzen. Grund zum Jubeln besaß er allerdings nicht, der Stab, den er umklammert hielt, stand am Rand des Netzteils, das allmählich brach.

Er senkte sich.

Für Suko wurde es ein Spiel um Sekunden; Wenn es ihm nicht gelang, sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne hoch zu hängeln, war er verloren. Er spürte, wie unter ihm das harte Netz zur Seite glitt, und er zog mit aller Kraft.

Es glich einem gewaltigen Kraftakt, wie sich der Inspektor mit einer Hand hochzog. Dabei schob er seinen Körper vor, spreizte

auch die Beine, winkelte sie gleichzeitig an und schaffte es, härteren Boden unter die Füße zu bekommen. Genau im letzten Augenblick, denn dicht hinter ihm brach das Netz weg, und er konnte zudem den Stab nicht mehr länger halten.

Mit einem Sprung erreichte Suko den nächsten und hatte gleichzeitig einen auf festen Untergrund stehenden zwischen die Hände bekommen. Schwer nach Luft ringend blieb er stehen und schaute sich um. Jetzt erst merkte er, welch ein Glück er gehabt hatte.

Hinter ihm befand sich ein ziemlich großes Loch im Boden. Da passten bequem zwei, drei Baumstämme hinein. Er wäre durchgerutscht, und der Stab, der von Sukos Peitsche getroffen worden war, bestand nur mehr aus einer weichen Masse, die in dicken Tropfen in die Tiefe fiel. Einen Aufschlag vernahm der Chinese nicht.

Er dachte an John Sinclair. Gern hätte er ihm geholfen. Wie es allerdings aussah, war dies nicht mehr möglich. Als der Inspektor nach vorn schaute, wurde ihm sein Blick durch einen Wald von milchigen Stangen verwehrt, die aus der Höhe gefallen waren und das harte Netz getroffen hatten.

Suko war klar, was das bedeutete. Er musste hindurch, die Stangen selbst konnte er nicht vernichten. Tat er das, schaufelte er sich somit sein eigenes Grab.

Er legte den Kopf in den Nacken und blickte in die Höhe. Den sogenannten Himmel in diesem Land konnte er nicht erkennen. Die Stangen standen zu dicht und verwehrten ihm den Blick. Trotzdem bekam er eine Ahnung von dem, was sich über ihm befand. Das waren keine Wolken, auch kein Dunst, sondern eine Fläche, die seiner Meinung nach glasig wirkte.

Der Inspektor brauchte nur mehr eins und eins zusammenzählen, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Es war ganz einfach. Die Fäden, die Speere, das alles zusammen war Gorgos, der Gläserne, einer der

Großen Alten.

Er wartete hier, das war seine Welt, aber, so fragte sich Suko, weshalb er nicht angriff. Okay, ihn hatte er angegriffen, nur die anderen nicht, wozu auch sein Freund John Sinclair zählte. Als Suko an ihn dachte, fiel ihm ein, dass er keine Zeit mehr verlieren durfte. Trotz des hinderlichen Stangenwaldes machte er sich wieder auf den Weg. Es war schwer geworden. Die Stangen standen sehr dicht. Sie bildeten einen regelrechten Irrgarten, so dass Suko es nicht einfach hatte, seinen Weg zu finden.

Auch war es nicht einfach, das Ziel im Auge zu halten. Ständig musste er ausweichen, Stangen umgehen, Bogen schlagen, um wieder in die Richtung zu gelangen, die er brauchte.

Zusammenhänge kannte der Inspektor nicht. Er hoffte jedoch, Aufklärung zu bekommen. Den Teufel musste er zwingen, und auch John würde ihm etwas sagen können, falls er überlebt hatte. Die Größe des Stangenwaldes war dem Chinesen ebenfalls unbekannt. Er machte sich auch darüber seine Gedanken, die von folgenden Ereignissen jedoch überrollt wurden.

Als Suko nach vorn schaute, erlebte er ein seltsames Phänomen. Die Stangen gerieten in Bewegung. Sie begannen zu wackeln, schüttelten sich und zogen sich zusammen wie Zuckerstangen, die von einer Seite her erwärmt wurden.

Kaum zu glauben. Für Suko war das unverständlich. Auch in dieser Welt geschah nichts ohne Grund, und darüber dachte der Inspektor nach. Er brauchte das Motiv für diese Veränderung nicht selbst zu finden, es wurde ihm geboten.

Suko sah vor sich den Boden dunkel werden. Da verteilte sich etwas innerhalb der Netzfäden. Es war eine rötliche Flüssigkeit. Sehr schnell floss das Blut, und es ließ auch keinen noch so dünnen Arm des Netzes aus. Überall glitt es hinein. In einem kurvenreichen Zickzackweg fand es jede Lücke, und Suko, der beobachtend

dastand, wusste längst Bescheid. Diese rote Flüssigkeit war kein Sirup oder irgendein Saft. Nein, das war Blut!

Und wer hatte Blut abgegeben? John Sinclair!

Die nächste Folgerung lag auf der Hand. Demnach musste es John Sinclairs Blut sein, mit dem dieses verdammte Netz gefüllt wurde, auf dem Suko stand.

Eine furchtbare Tatsache, die ihn bleich werden ließ und einen dicken Kloß in seinem Magen produzierte. Damit hatte er nicht gerechnet, und Suko sah auch, dass genau an den Stellen, die vom Blut des Geisterjägers gefüllt worden waren, die Härte des Netzes verloren ging. Es wurde wesentlich weicher. Suko bemerkte es an den Stangen, die zwar noch auf dem Netz standen, aber einsanken - und sich dabei auflösten.

Der gesamte Stangenwald vor ihm geriet ins Wanken. Zuerst war es nur ein Zittern, aber dieses Zittern pflanzte sich nicht nur fort, es verstärkte sich auch. Mit dumpfen Lauten klatschten die Stangen gegeneinander, so dass ein regelrechter Trommelwirbel entstand. Dann kippten sie. Sie bildeten eine in sich verschlungene Masse, waren sehr weich geworden, so dass sie sich ineinander drehen konnten. Knoten entstanden, schiefe Fragezeichen, verschlungene Gebilde, alles, was man sich vorstellen konnte, wurde wahr.

Das Blut wanderte weiter. Noch ein paar Meter war es von Suko entfernt. Die Geschwindigkeit steigerte sich, so dass jetzt auch die Stangen in seiner unmittelbaren Nähe zu zittern und zu bebhen anfingen. Die klatschenden Geräusche waren lauter geworden. Sie kamen Suko vor, als würden Fäuste gegen dicke Gummiwulste schlagen. Der Inspektor konnte nicht weg. Er war eingeschlossen im Stangenwald und musste alles an sich herankommen lassen.

Schon fielen die ersten. Es waren die, die vor ihm standen. In ihrer gesamten Breite gerieten sie in Bewegung. Zuerst hatte der Chinese das Gefühl, als würden sie auf ihn niederfallen, das geschah nicht,

sie schlängen sich zuvor ineinander und kamen ihm vor wie Gummistäbe. Das Blut erreichte ihn. So schnell, dass er es erst wahrnahm, als er auf den entsprechenden Netzfäden stand und deren Weiche spürte. Suko hatte plötzlich Angst, in die Tiefe zu sinken. Da gab es auch nichts, woran er sich hätte festhalten können. Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht bekam er. Seine Füße schienen auf einen Sumpfboden zu stehen. Er schwankte von einer Seite auf die andere und riss die Arme schützend hoch, als über ihm die Stangen kippten, sich ineinander verknoteten und ein Dach bildeten, das immer tiefer sank. Suko kam so nicht hindurch. Mit der Peitsche konnte er auch nicht schlagen, dann würde er das Netz zerstören. So wurde er ein Gefangener der Stangen.

Sie klebten an ihm, waren wie gierige Hände, die Suko abstreifen konnte und sich auch durch kräftige Ellbogenstöße eine relativ freie Bahn verschaffte.

Und er kam durch.

Auf dem weich gewordenen Netz war es zwar schwer, aber Suko besaß einen Vorteil.

Die weichen Stangen lösten sich so weit auf, dass sie flüssig wurden und durch die Löcher in den Netzen tropften. Die Masse verschwand. Sukos Weg wurde freier.

Sobald es ihm möglich war, ging er auch. Und er schritt über ein weicher gewordenes Netz, dessen Verzweigungen mit dem Blut seines Freundes John Sinclair gefüllt waren.

Auch sein Blick wurde besser. Sehr frei lag alles vor ihm. Er konnte die Personen erkennen, doch die waren für ihn momentan unwichtig geworden. Als viel schlimmer empfand er die vier Angreifer. Es waren die Gläsernen Spinnen, die auf dem Netz mit einer phantastischen Sicherheit liefen und in einer geschlossenen Formation auf ihn zukamen...

Mein Blut floss, obwohl ich nicht mit ihm in Verbindung stand. Ich lag auf dieser verfluchten Pritsche, war nicht mehr gefesselt, aber zu schwach, um mich überhaupt röhren zu können.

Dennoch empfand ich den Vorgang mit einer seltenen Klarheit und Schärfe.

Das war das Schlimme an der Sache. Vielleicht hätte der Teufel auch mein Gehirn vernebeln können, er tat es nicht und ließ mich zuschauen, wie mein Lebenssaft aus der Sanduhr, die er noch gekippt hatte, in den Schlauch glitt.

Eine wahrlich teuflische Methode. Zwischen den beiden Hälften der mit meinem Blut gefüllten Sanduhr befand sich ein schmales Verbindungsstück, durch das Blut in die jetzt leere untere Hälfte rann und genau in die Öffnung hineinquoll, an deren Ende der Schlauch begann, der mit dem borkigen Körper des Kel-Aba in Verbindung stand. Asmodis hätte meinem Leben auch ein schnelleres Ende bereiten können. Er hatte es nicht getan, und das ließ wieder darauf schließen, welch einen Charakter er besaß. Wenn überhaupt, war es ein unbeschreiblicher, ein mieser, ein schlechter, ein perverser, denn er ließ es sich nicht nehmen, mich anzuschauen.

Hin und wieder wechselte sein Blick zwischen Kel-Aba und mir. Ich hörte den Zeit-Dämon stöhnen. Es waren keine schmerzerfüllten Töne, die ich vernahm, sondern wohlige. Mit jedem Tropfen Menschenblut, den er bekam, ging es ihm besser.

Ich konnte ihn einfach nicht anschauen, wollte es außerdem nicht sehen und blickte statt dessen auf das Stundenglas, was im Prinzip auch nicht besser war.

Als sehr feiner Strahl rann das Blut durch den Zwischenraum in die untere Hälfte. Da das Gefäß ein wenig schräg auf dem ebenfalls mit Blut gefüllten Netz stand, war es für die Flüssigkeit einfach, in den Schlauch zu rinnen.

Ich wunderte mich über das rote Netz. Es füllte sich immer weiter

mit Blut auf, so dass sich unter uns ein regelrechter Teppich befand. Makaber anzusehen, und mir fielen wieder die Worte des Teufels ein, der mir erklärt hatte, dass jede Netzverzweigung die Verbindung zu einem lebenden Dämon oder Menschen darstellte. Das war furchtbar. Ich konnte die Verzweigungen nicht zählen, so viele waren es. Eine dementsprechende Anzahl von Menschen musste sich in der Gewalt des Teufels befinden.

Einfach grauenhaft...

Und das Blut rann weiter. Ich wartete auf eine weitere Schwäche, sie trat nicht ein, mein Zustand blieb gleich. Höchstwahrscheinlich stand ich schon auf der Kippe.

Und der Teufel wollte seinen Triumph auskosten. Er kam auf mich zu. Mit einer Klaue deutete er in die Höhe. »Jetzt wird er sich ärgern!« flüsterte er rauh. »Gorgos, der sich schon als Sieger gesehen hatte, schafft es nicht mehr, diese Welt in seinen Besitz zu bringen. Dabei hat er alles versucht. Schau nach vorn!«

Das tat ich. Ich sah den Wald von hellen Stangen, die aus der Höhe gefallen waren und auf dem Netz standen. Dabei dachte ich an Suko, der in diesem Wald gefangen sein musste. Sosehr ich meine Augen auch anstrengte, entdecken konnte ich meinen Freund nicht. Asmodis lachte. »Na, was denkst du?«

»Nicht viel.«

»Das kann ich mir vorstellen, Geisterjäger. Du sollst auch nicht denken, nur wissen. Deshalb will ich dir die Funktion des Stundenglases erklären.« Seine Stimme wurde leiser. Unüberhörbar schwang Triumph darin. »Es ist so, Sinclair. Das Stundenglas ist ein Zeichen, ein Beweis. So wie normalerweise der Sand darin verrinnt, läuft nun dein Blut nach unten. Du spürst nichts, Geisterjäger, weil du schon so schwach bist. Aber es wird nur so lange dauern, bis sich die obere Hälfte geleert hat und alles Blut nach unten geflossen ist. Dann tritt der Tod ein. Überraschend, brutal und furchtbar. Es wird

dich treffen wie ein Schlag. Kein sanftes Hineingleiten in die ewige Finsternis, sondern ein brutaler Hammer, dem du nicht entweichen kannst. Hast du verstanden?«

»Ja...«

»Diesen Tod habe ich mir für dich aufgespart. Damit gehen auch meine Wünsche in Erfüllung. Es muss für dich doch schrecklich sein zu wissen, dass dein Blut dazu beiträgt, eine dämonische Dimension am Leben zu erhalten. Wirst du damit überhaupt fertig?«

»Ich muss.«

»Deine Antworten gefallen mir. Sie zeigen mir an, dass du aufgegeben hast. Ein Traum von mir hat sich endlich erfüllt. Ich habe lange nachdenken müssen, bis die Weichen des Schicksals so gestellt waren, dass sie meinen Wünschen entgegenkamen. Ich werde bald einen Gegner weniger haben und kann darangehen, meine eigenen Pläne zu verwirklichen. Ich will der Herrscher sein. Ich will über alle regieren und muss nur mehr die Großen Alten zur Seite schaufeln. Das hier ist der Anfang. Wenn mir dieses Reich gehört, wenn ich es kontrolliere, habe ich Macht über die Zeit. Denk daran, Sinclair. Jeder Netzfaden steht mit einem Menschen oder Dämon in Verbindung. Bevor diese Welt schwach wurde, hatte Kel-Aba zu den Mächtigen gezählt. Das war lange Zeit nicht der Fall, jetzt kehrt er zurück.«

Was sollte ich dazu noch sagen? Nichts konnte ihn noch aufhalten. Meine nächsten Worte hätte ich mir sparen können, dennoch mussten sie einfach heraus. »Nein, Asmodis, du wirst nicht gewinnen, du kannst es einfach nicht.«

»Und was macht dich so sicher?«

»Meine Überzeugung!« flüsterte ich, wobei ich feststellte, dass mir das Reden große Schwierigkeiten bereitete. »Ich bin davon überzeugt...«

Zwischendurch holte ich Luft, »dass du es nicht schaffst. Die Hölle

darf einfach nicht siegen. Noch gibt es eine Gegenkraft, die vor Urzeiten aufgebaut wurde...«

Der Teufel unterbrach mich durch sein scharfes Lachen. »Komm mir nicht mit Dingen, die längst vergangen sind...«

»Vergangen, aber nicht vergessen.«

»Sie spielen heute keine Rolle mehr!«

Ich hatte wieder Kraft bekommen. »Doch!« sprach ich gegen. »Ich glaube daran. Zu Beginn der Zeiten hat es den großen Kampf zwischen den beiden Erzengeln gegeben. Luzifer verlor ihn. Er wurde in die Tiefen der Verdammnis gestoßen. Das Schwert des Erzengels Michael hat ihn dazu gebracht. Da verlor das Böse, es hat lange gebraucht, um sich zu regenerieren, aber es war ihm nicht möglich, die gesamte Welt zu beherrschen. Immer wieder hat es außergewöhnliche Menschen gegeben, die sich dagegen stemmten, und du wirst, das schwöre ich dir, auch hier nicht gewinnen. Ich denke auch an die Kirche. Sie hat alle Stürme überstanden, Revolutionen, Attacken des Bösen schlügen ins Leere, aber der Glaube an die gute Sache hat die Zeiten überdauert. Daran kannst auch du nichts ändern, daran wirst du nichts ändern.«

»Weshalb bist du nicht Pfarrer geworden?« fragte Asmodis und wandte sich ab. Das Thema hatte ihm nicht gefallen. Wahrscheinlich war er durch meine Worte an zahlreiche Niederlagen erinnert worden, die andere und ich ihm beigebracht hatten. Ich aber war wehrlos und musste weiter mit ansehen, wie mein Blut aus der oberen Hälfte der Sanduhr nach unten floss.

Wieviel Zeit blieb mir noch?

Ich versuchte, es zu schätzen, ein Ergebnis wollte mir nicht gelingen, da der Zeitbegriff in dieser Welt keine Rolle spielte. Ich hätte ruhig auf meine Uhr schauen können und doch nicht mehr gewusst. So blieb ich liegen und vernahm wieder das laute Stöhnen des Zeit-Dämons. Bisher hatte er still gelegen, nun änderte sich dies.

Mein Blut war in seinen Körper gedrungen und hatte ihn mit den entsprechenden Kräften ausgestattet.

Auch äußerlich zeigte er sich verwandelt. Hatte mich sein Körper vor dem Blutfluss noch an eine borkige Baumrinde erinnert, war dies nicht mehr der Fall. Das seine alten Adern auffüllende frische Menschenblut sorgte auch für eine Regeneration seines Äußeren.

Er blühte regelrecht auf.

Hin und wieder lief ein Zucken durch den Körper des Dämons. Wenn dies geschah und er eine neue Blutladung bekommen hatte, verschwand an gewissen Stellen die borkige Haut und glättete sich. Gleichzeitig nahm er auch an Größe zu. All das, was bei ihm ineinandergefallen und faltig geworden war, bekam Saft, Kraft und wurde straff wie die Haut eines Menschen.

Es war kaum zu glauben, und auch das Gesicht blieb nicht verschont. In ihm hatte ich die stärksten und tiefsten Falten gesehen, die schon an kleine, ausgetrocknete Flüsse erinnerten. Sie wurden mit einem neuen Leben erfüllt, mit meinem Leben, wenn ich daran dachte, dass es mein Blut war, das durch den Körper floss. Ich sorgte dafür, dass der Dämon aufblühte und zu seiner alten Kraft zurückfand.

Er blieb nicht mehr liegen. Abermals drang aus seinem Maul ein wohliges Stöhnen. Er wälzte sich auf die Seite, und der Teufel streckte seinen Arm aus, um Kel-Aba in die Höhe zu helfen.

Der schüttelte den Kopf. Im nächsten Augenblick versuchte er es allein. Und er schaffte es. Eine Drehbewegung, dass er sich auf den Bauch legen konnte. Mit den Armen stemmte er sich ab, stand plötzlich auf den Beinen und schaute auf mich herab.

Als geschlechtslos hatte ich ihn eingestuft. Das war auch so geblieben, nur die Körperfarbe hatte sich nicht verändert. Sie zeigte weiterhin dieses dunkle Graubraun, allerdings waren fast alle Falten ausgebügelt worden.

Und noch immer floss mein Blut. Er hatte sich so aufgebaut, dass er nahe der Sanduhr stand und die Schlauchverbindung nicht reißen konnte. Langsam bewegte er den Kopf, schaute auf das Netz, und ich hörte urige Worte aus seinem Maul dringen.

Ich verstand seine Sprache. Kel-Aba berichtete von seiner Kraft, die er besaß und fügte noch einen folgenschweren Satz hinzu. »Ich habe die Kontakte zu denjenigen aufgenommen, die aus alter Zeit stammen und überlebt haben.«

»Wer ist dabei?« fragte der Satan. »Wer?« Kel-Aba nannte Namen. Ich vergaß meinen eigenen lebensbedrohenden Zustand und hörte gebannt zu. Er berichtete von Wesen von Dämonen und Geistern, deren Namen ich nie gehört hatte. Mir wurde vor Augen geführt, welche Legionen es noch gab, die ich nicht kannte und wahrscheinlich, wenn alles so weiterlief, auch nie kennen lernen würde. Der Teufel aber wollte etwas anderes wissen. »Hast du auch Kontakt mit ihr?«

»Wen meinst du?«

»Du weißt schon, sie...«

Kel-Aba schrie plötzlich wütend auf. Sein Gesicht verzog sich, als bestünde die Haut aus Gummi. Und sein Schrei alarmierte nicht nur mich, auch Asmodis.

Er drehte sich um. Ich schaute ebenfalls in die Richtung. Asmodis, Kel-Aba und ich sahen die vier Spinnen, die sich von ihren Plätzen gelöst hatten und sich mit trippelnden Schritten über das Blutnetz voranbewegten. Sie bildeten eine Reihe, und sie hatten auch ein Ziel, das ich in der Ferne erkannte.

Es war Suko!

Der Inspektor wusste, dass ihm nicht viel Zeit blieb, um sich noch großartig einen Schlachtplan zurechtzulegen. Er musste etwas tun, denn die vier gläsernen Spinnen zu erledigen, war nicht so leicht.

Wahrscheinlich waren sie von der Kraft des hier existierenden Dämons erfüllt und wollten sie gegen Suko einsetzen.

Die Peitsche hatte er, den Stab, seine Silberkugel-Beretta und den Bumerang. Mit diesem Arsenal musste es eigentlich zu schaffen sein, die Glasspinnen zu töten.

Dann bekam Suko Hilfe von einer Seite, mit der er nicht gerechnet hatte. Gorgos, der diese Welt für sich verloren sah, schlug urplötzlich zu. Suko zuckte zurück, als er aus der nicht messbaren Höhe etwas herabfallen sah. Es war wieder eine dieser gefährlichen Lanzen. Diesmal zielte sie nicht auf ihn, sondern auf die vier Spinnen.

Drei kamen noch weg. Sie huschten sehr schnell zur Seite. Die Spinne rechts von Suko war nicht schnell genug. Die Gläserne Lanze traf genau ihren Rücken und hieb hindurch. Es war ein klatschender, ein harter Treffer, der die Spinne traf und vor Sukos Augen auseinander riss. Ihre Einzelteile wirbelten davon. Dass sich noch in ihrem Innern befindliche Blut wurde ebenfalls in die Höhe geschleudert und verteilte sich auf dem Netz. Die Spinnensplitter wirbelten in alle Richtungen davon, so dass Suko es nur mehr mit drei Gegnern zu tun hatte. Wie schnell sie waren, hatte er schon erlebt, und sie kamen auch von drei Seiten auf ihn zu, um ihn in die Zange zu nehmen.

Suko schleuderte seine Dämonenpeitsche in die linke Hand, damit er die rechte frei hatte, um die Beretta zu ziehen.

Der Rest war ein Kinderspiel. Wegen ihrer Größe boten die Spinnen ein sicheres Ziel, und die Silberkugel hieb gegen den Körper derjenigen Spinne, die von der linken Seite kam.

Suko wartete auf das Platzen, vergeblich. Als hätte er gegen eine harte Gummiwand geschossen, so wurde die Silberkugel als deformierter Querschläger zurückgestoßen und jaulte irgendwo hin. Suko war um eine Erfahrung reicher geworden. Silberkugeln taten

diesen kleinen Monstern nichts. Dann die Peitsche. Suko wartete nicht, bis die Spinnen ihn angriffen. Er lief ihnen selbst entgegen.

Das Netz unter ihm war weich. Er schaukelte bei jedem Schritt, hatte Mühe mit dem Gleichgewicht und erlebte, dass die von ihm angegriffene Spinne sich plötzlich löste und auf ihn zusprang.

Suko schlug zu. Drei Riemen der Dämonenpeitsche trafen klatschend den halbrunden Körper des gläsernen Monstrums. Und diesmal hörte Suko das Knirschen, als die Spinne auseinanderbrach. Vor seinen Augen platzte sie weg. In einem Regen von Splittern und altem Blut flog sie auseinander, und das gesamte Zeug verteilte sich auf dem Netz, bevor es in den Ritzen verschwand und in die Tiefe segelte. Über die explodierende Spinne war der Inspektor hinweggesprungen, um sich die nächste vorzunehmen.

Da traf ihn das Verhängnis. Eigentlich hätte er damit rechnen müssen, dass Spinnen Drüsen besitzen, aus denen sie ihre Netzfäden schießen. Diese Spinnen besaßen ebenfalls Drüsen, nur waren sie etwas Besonderes und das Netzmaterial schoss raketengleich aus der Drüse auf den Chinesen zu.

Suko sah den blassen, hellen Faden nicht, er spürte ihn nur, wie er sich blitzschnell um seinen rechten Fußknöchel wickelte und einer strammen Fessel glich.

Suko kam nicht mehr weg. Er versuchte es durch einen Gegenzug und hob dabei das Bein zu weit vom Netz ab.

Darauf hatte die Spinne gewartet. Der plötzliche Ruck riss den Inspektor von den Beinen. Mit den Armen rudern kippte er dem Netz entgegen und schlug auf.

Er federte noch nach und wurde schon in der Bewegung zurückgezogen. Suko war kein Leichtgewicht. Dass die Spinne so etwas schaffte, bewies ihm, wie stark sie war.

Vergeblich versuchte der Chinese, sich an den Öffnungen des Netzes festzuklammern. Er bekam seine Finger nicht hinein, bei

jedem Versuch rutschten sie ab, und so blieb ihm eigentlich nur die Chance, seinen Stab einzusetzen, mit dem er die Zeit anhalten konnte, wenn er dabei ein bestimmtes Wort rief.

Dazu sollte es nicht kommen, denn abermals bekam Suko Hilfe von einem der Großen Alten. Zwar näherten sich auch die anderen beiden Spinnen bedrohlich, wichtig war die, die Suko festhielt. Sie bekam es knüppeldick.

Der Inspektor hörte das Pfeifen, als die Stange nach unten raste, und noch im selben Atemzug entstand das platzende Geräusch, als der Spinnenkörper auseinanderbrach.

Ein Regen von Splittern und Blut senkte sich über Suko. Gleichzeitig stellte er fest, dass er sich wieder bewegen konnte und rollte sich sofort herum.

Vor ihm wuchsen zwei andere Spinnen in die Höhe. Eine hatte sich tatsächlich abgestoßen und sprang im Bogen auf ihn zu. Im Sprung traf sie die nächste Stange.

Suko hatte Zeit, um auf die Füße zu kommen. Er wunderte sich. Nie wäre es einem der Großen Alten eingefallen, ihm oder John Sinclair zu helfen. Es mussten schon immens wichtige Gründe vorliegen, dass der irgendwo lauernde Gorgos so reagierte.

Suko konnte sehen, dass der Glasstab unten spitz zulief und die Spinne regelrecht zertrümmerte. Abermals zischten ihre Einzelstücke und das Blut raketenartig nach allen Seiten davon, so dass Suko mit diesem Gegner nicht mehr zu rechnen brauchte.

Noch eine. Und die wollte er selbst packen. Die Peitsche musste ihm dabei helfen. Die drei Riemen waren ausgefahren. Suko schaute genau hin, dann drosch er hart zu. Volltreffer!

Die Spinne hatte zwar noch auszuweichen versucht, aber die drei Riemen waren einfach zu breit gefächert. Das Glasmonstrum zuckte zurück. Es zerbrach nicht so schnell wie seine Artgenossen unter den Treffern der Stangen, dafür fiel es auf den Rücken, bewegte hektisch

seine acht stelzenartigen gläsernen Beine, die plötzlich abfielen und sich ebenso auflösten wie der Körper.

Suko atmete auf.

Unwillkürlich schaute er hoch in den Glashimmel. Er suchte nach dem Gesicht oder der Gestalt des Großen Alten. Gorgos ließ sich nicht blicken.

Dafür sah Suko den Teufel! Asmodis musste bemerkt haben, dass es dem Chinesen gelungen war, sich zu befreien und kam nun selbst. Suko gegen den Teufel. Wer würde siegen?

Ich war wehrlos.

Nach wie vor lag ich auf dieser verdamten Pritsche. Für einen Augenblick besaß ich Ruhe, denn der Satan und auch Kel-Aba schauten dem Kampf meines Freundes Suko gegen die gläsernen Spinnen zu. Wenn ich eine Chance hatte, mich zu befeien, musste ich diese Augenblicke nutzen.

Nur, wie sollte ich das schaffen?

Das Kreuz besaß ich. Es war die wichtigste Waffe, die ich überhaupt bei mir trug, und nur sie konnte mir helfen, wenn überhaupt. Ich musste es aktivieren, die Kraft der Erzengel herausfordern, denn sie hatten den Satan in der Gestalt Luzifers schon vor Urzeiten besiegt. Nur die Formel sprechen, nur die Formel...

Ich schaffte es nicht. Asmodis wusste selbst, wie gefährlich das Kreuz für ihn war, wenn es einmal seine Kraft entfaltet hatte, und es war ihm gelungen, für eine Sperre zu sorgen.

So blieb meine wertvollste und stärkste Waffe unaktiviert. Ich konnte nur zuschauen, wie Blut aus der Sanduhr rann, in den Körper Kel-Abas hineindrang und den Zeit-Dämon weiter stärkte.

Jedes Netzbänd war für einen Menschen oder Dämon bestimmt, den er manipulieren konnte. Eine schlimme Sache, denn durch sie hoffte

der Satan auch, an Jane Collins und den Würfel heranzukommen. Als ich daran dachte, durchzuckte meinen Schädel eine Wahnsinnsidee. Ich hatte mich schon aus vielen haarsträubenden Situationen gerettet, noch nie allerdings war mir dabei eine Idee oder ein Gedanke gekommen wie in diesem Augenblick.

Wenn das gelang, wenn ich das schaffte...

»Kel-Aba!« Ich sprach den Namen des Dämons aus und hoffte, dass er meine schwache Stimme hörte.

Er drehte sich um.

Unsere Blicke trafen sich. Er besaß seltsame Augen. In den Höhlen musste einen Flüssigkeit schwimmen oder sich bewegen, einen klaren Blick jedenfalls bekam er nicht.

»Was willst du, Elender?«

Ruhe, John, Ruhe! hämmerte ich mir ein. Du musst jetzt völlig ruhig bleiben, sonst ist alles umsonst. Und du musst dir jedes Wort genau überlegen, damit er nicht misstrauisch werden kann.

»Hör zu, Kel-Aba. Ich möchte von dir wissen, ob das alles stimmt, was der Teufel gesagt hat.«

»Es stimmt.«

»Dann ist es wahr, dass du die Zeit manipulieren kannst?«

»Nein, so nicht, nur die Zeit derjenigen Personen, die mit den Fäden in Verbindung stehen.«

»Und wer ist das?«

Er lachte mich an oder aus, es spielte keine Rolle. Meine Frage war für ihn zu dumm gewesen, aber ich hatte sie schließlich nicht ohne Grund gestellt. »Es sind immens viele Dämonen, Geister und Menschen. Ich kann sie nicht alle aufzählen.«

»Aber du hast sie dem Teufel gesagt?«

»Richtig.«

»Willst du sie mir nicht auch nennen?«

Sein Gesicht zuckte. »Weshalb?« fragte er. »Weshalb sollte ich sie

dir sagen? Du kannst damit nichts anfangen, denn du bist ein Sterbender.«

»Das hast du erfasst, Kel-Aba«, erwiderte ich mit zitternder Stimme und schielte auf das Stundenglas. Verdammt, ich musste mich beeilen. Immer mehr Blut war bereits aus der obersten Hälfte in die untere geflossen und rann durch den Schlauch. »Dort, wo ich herkomme, erfüllt man einem Sterbenden den letzten Wunsch. Willst auch du dich nicht an diese Regel halten?«

»Weshalb sollte ich?«

»Du hast mein Blut bekommen.« Ich versuchte, an seine Dankbarkeit zu appellieren. »Mein Blut gab deiner Welt die Kraft. Bitte, versuche es! Erfülle mir den letzten Wunsch, den ich habe.«

»Sprich ihn aus!«

Ich freute mich. Endlich hatte ich ihn soweit, dass ich...

Asmodis machte meinen Plan vorläufig zunicht. »Dieser verdammte Hund!« brüllte er. »Der Chinese hat Hilfe bekommen. Gorgos...« Er stand da und deutete in die Höhe. »Seine gläsernen Lanzen hat er geschleudert, aber ich werde ihn zurechtweisen.«

Plötzlich zuckten aus den Krallen des Teufels flammende Blitze. Sie schlugen ein in das, was man als Glashimmel bezeichnen konnte, prallten dort ab und wurden gleichzeitig in die Breite gelenkt, wobei sie einen bizarren Tanz aufführten.

Er konnte Gorgos nichts anhaben. Das machte den Teufel wütend. Er hob sein Bein, ich hatte das Gefühl, als wollte er das Netz zertreten, dann beherrschte er sich und schüttelte den Kopf.

»Dafür werde ich mir den Chinesen vornehmen!« versprach er mir und schaute mich hasserfüllt an. »Dich vernichte ich, Sinclair, und den anderen gleich mit. Es wird mir ein Vergnügen sein...«

Ich bekam große Angst um Suko und wusste gleichzeitig, dass ich Asmodis nicht aufhalten konnte. Deshalb wurde es noch drängender und wichtiger, dass ich meinen Plan durch Kel-Abas Hilfe in die Tat

umsetzte.

Es fiel mir schwer, dem Satan nicht mit den Blicken zu folgen und Kel-Aba anzuschauen. »Bitte«, sagte ich, »bitte, erfülle mir einen letzten Wunsch.«

Von einem Dämon konnte ich keine menschliche Regung erwarten. Mein Wunsch, mein Plan stand auf des Messers Schneide. Ich sah seinen undefinierbaren Blick wieder auf mich gerichtet. »Was willst du?« fragte er. Wahrscheinlich hatte er jetzt endgültig erkannt, wie hilflos ich war.

»Beweise mir, dass du mit anderen Personen in Verbindung stehst. Zeige mir die Kraft des mit meinem Blut gefüllten Netzes. Darum bitte ich dich, bevor ich endgültig sterbe.« Ich hatte die Worte leise gesprochen und brauchte mich nicht einmal anzustrengen, um sie ängstlich klingen zu lassen.

»Wen willst du sehen?« fragte er.

Ich dachte wieder an Asmodis' Worte. Er hatte den Satz zwar nicht beendet, dennoch wusste ich genau, wen er meinte.

»Hole Jane Collins und den Würfel! Schaffst du eine Verbindung über Raum und Zeit hinweg zu ihr?«

»Der Würfel?«

»Ja.«

»Ihn will Asmodis.«

»Das weiß ich. Bevor er ihn bekommt, möchte ich ihn noch einmal sehen. Es wird der letzte Anblick sein, bevor die Schatten des Todes mich endgültig umschlingen. Bitte!« Ich flehte den Dämon an, doch er ließ sich Zeit, während immer mehr Blut aus dem verdamnten Stundenglas in den angeschlossenen Schlauch rann.

»Woher wusstest du, dass ich eine Verbindung zu dem Würfel, dem Orakel, habe?«

»Der Teufel sagte es mir.«

Er nickte. »Ich will dir den Gefallen tun. Auch Asmodis zuliebe, er

wollte ihn ja haben. Gib genau Acht!«

Ja, ich gab acht. Ein Zucken lief durch seine Gestalt. Gleichzeitig löste sich aus dem Netz ein langer Blutfaden, schwang in die Höhe und drehte sich über dem Kopf des Zeit-Dämons zu einer Spirale zusammen, wobei aus seiner Öffnung ein rötlicher Nebel quoll.

Ich aber schielte auf das Stundenglas. Nur mehr wenige Tropfen von meinem Blut befanden sich darin. Vielleicht noch eine Minute, dann war es vorbei...

»Sie tobt!«

Pater Ignatius riss die Tür zum Zimmer des Abts auf und stand mit bleichem Gesicht auf der Schwelle. Der Abt schoss hinter seinem Schreibtisch hoch. »Können wir denn nichts tun?«

»Ich weiß es nicht, möchte aber, dass jemand Zeuge ist.«

Der Abt verstand. Ohne zu zögern verließ er den Platz und lief auf Pater Ignatius zu. Der hatte es entsprechend eilig. Wieder wehte seine Kutte, als er durch den langen Gang lief. Das Kerzenlicht flackerte. Andere Mönche wunderten sich und zeigten verstörte Gesichter. Nicht jeder war über die genauen Tatsachen informiert, deshalb fanden sie es außergewöhnlich, dass die Ruhe des Klosters auf diese Art und Weise unterbrochen wurde.

Fragen stellte keiner, die beiden davonhastenden Männer hätten sie ihnen auch nicht beantwortet.

So eilten sie auf Janes Kammer zu, deren Tür weit offen stand. Sie hörten die Schreie schon auf dem Gang. Jane brüllte mit einer Stimme, die beiden Männern fremd vorkam. Sie war so tief, so röhrend und gleichzeitig schrill.

Auf der Schwelle blieben der Abt und Pater Ignatius stehen. Sie wollten ihren Augen kaum trauen. Was sie sahen, war einfach unfassbar. Jane hockte auf dem Lager. Sie hielt den Würfel hoch. Die Hände hatte sie ausgestreckt. Schweißnass klebte das Haar auf ihrer

Stirn. Und sie brüllte nur ein Wort.

»Bluuuttt... Bluuuuttt...«

»Mein Gott, ist das schrecklich.« Der Abt bekreuzigte sich und bekam von Pater Ignatius seine nickende Zustimmung. Er hielt den Klostervorsteher auch zurück, als dieser sich der jungen Frau nähern wollte.

»Jetzt nicht. Wir müssen sie in Ruhe lassen.«

»Aber wir können ihr vielleicht helfen.«

»Bestimmt nicht. In diesem Spiel haben andere Kräfte die Regie übernommen.«

»Der Teufel?«

»Hoffentlich nicht.«

Die Mönche hatten sich unterhalten können, weil Jane einen Augenblick der Pause einlegte. Sie hatte den Kopf weit nach unten gedrückt und atmete nur mehr schwer und pfeifend. Auch die langen, blonden Haare waren nach vorn gefallen. Mit den Spitzen berührten sie die Oberfläche des Würfels. Die tränennassen Augen der ehemaligen Hexe starrten auf den für sie so wichtigen Quader.

»John!« flüsterte sie. »John Sinclair hat das Blut verloren. Er ist fort... andere Dimensionen. Ich spüre es. Der Zeit-Dämon greift nach mir und dem Würfel, oh mein...« Sie schrie gellend auf. Ihr Körper geriet unter konvulsivische Zuckungen. Entgegen der Erdanziehung stellten sich die langen Haare nach oben, so dass sie schon wie ein goldener Helm wirkten.

Der Abt wurde noch blasser. »Höllenspuk!« keuchte er. »Das ist der Höllenspuk. Wir...« Er ließ sich nicht mehr aufhalten und stolperte förmlich auf die Liegestatt zu.

Pater Ignatius schaffte es nicht mehr, ihn zurückzuhalten. Seine Hand griff ins Leere, so dass sich der Abt dem einfachen Lager nähern konnte, auf dem plötzlich etwas Unwahrscheinliches geschah. Vor den Augen der beiden Mönche begann die Gestalt der Jane

Collins zu zittern. Zuerst lief ein Vibrieren durch den Körper, dann nahm er einen anderen Zustand an, denn über ihm erschien eine rote Wolke. Sie quoll auf ihn nieder. Blutgeruch breitete sich aus... Der Abt stoppte seine Schritte, holte ein Kreuz hervor und ging gleichzeitig zurück. In dieser kurzen Zeitspanne überschlügen sich die weiteren Ereignisse. Jane Collins geriet in einen den beiden Männern unbegreiflichen Strudel an Magie.

Auf ihrem Lager fand sie keinen Halt mehr, wurde in die Höhe gezerrt, floh der Decke entgegen und tauchte in die Blutwolke ein, die sie regelrecht verschlang.

Nichts war von ihr mehr zu sehen. Und es wurde still. Pater Ignatius hatte so etwas ebenfalls noch nicht erlebt. Er stand da und wunderte sich, während der Abt leise Gebete sprach und den Kopf schüttelte. Er glaubte noch immer daran, dass es der Teufel gewesen war, im Gegensatz zu Pater Ignatius.

»Nein!« flüsterte dieser, »das war nicht der Teufel!«

»Wer dann?« schrie der Klostervorsteher.

»Vielleicht die Rettung für John Sinclair...«

Als Pater Ignatius das sagte, glaubte der Abt, einen Verrückten vor sich zu haben...

Suko gegen Asmodis!

Der Inspektor gegen einen Feind, der mit allen Listen, Tücken und Raffinessen Schwarzer Magie aus der Hölle ausgestattet war. Ein ungleicher Kampf, den Suko nicht gewinnen konnte.

Dennoch stellte er sich. Er wollte es wissen. Noch nie in seinem Leben war er vor irgend etwas weggelaufen, das würde er auch hier nicht tun, wo der Teufel persönlich ihn angriff und nach seinem menschlichen Dasein griff, um es zu zerstören.

Womit sollte Suko ihn angehen? Welche der Waffen, die er besaß, würden stark genug sein, um den Satan zu vernichten oder so zu

schwächen, dass er sich nicht mehr erholtet?

Suko wusste es nicht. Die Dämonenpeitsche konnte er ebenso vergessen wie seine Silberkugel-Beretta. Als einzige reelle Chance blieb der magische Stab. Mit ihm konnte er für fünf Sekunden die Zeit anhalten, auch in dieser Dimension, und der Teufel war gezwungen, diesen Gesetzen zu gehorchen.

Er kam. Ein anderer Gegner wäre vielleicht gegangen, weil er sich seiner Stärke so bewusst war. Nicht Asmodis. Er wollte seine Kraft präsentieren und Suko vielleicht auch einschüchtern. Während er sich dem Chinesen näherte, berührte er nicht einmal das Netz, sondern schwebte darüber hinweg und wurde eingehüllt von einem Feuerstrahl, der grellrot leuchtete. Zwischen den Flammen tanzten und quirlten schwefelgelbe Dämpfe aus den Tiefen der Hölle. Sie begleiteten den Teufel wie ein Pesthauch, und sie trieben auch gegen Sukos Gesicht. Dennoch blieb der Inspektor stehen. Keinen Schritt wich er zur Seite. Er hatte auf der weichen Netzunterlage durch seinen breitbeinigen Stand einigermaßen Halt gefunden und sah innerhalb des Feuerstreifens die dunkle Fratze des Satans.

Schnell war Asmodis, sehr schnell. Wenn er Suko erreichte, würde er seine Magie einsetzen und den Inspektor höchstwahrscheinlich im Höllenfeuer verbrennen.

Und Suko hielt den Stab fest. Sein Gesicht war zu einer Maske geworden. Der Körper bestand fast nur mehr aus einer Gänsehaut, als er das Wort schrie, das ihm helfen und alles ändern sollte.

»Topar!«

Ich hatte mich so hingelegt, dass ich auf die Blutwolke schauen konnte, die, kaum war sie erschienen, wieder verschwand. War jetzt alles umsonst?

Ich starrte den Dämon an. Durch meinen Körper lief ein Zittern wie im Fieberrausch.

Kel-Aba rührte sich nicht. Unbeweglich stand der Zeit-Dämon auf der Stelle und zuckte plötzlich zurück, als ein gewaltiger Blutwolkenball erschien.

Sie war zurückgekehrt, und sie hatte jemand mitgebracht! Im ersten Moment sah ich es nicht, bis die Blutwolke dünner wurde, sich zu einem rötlichen Nebelstreifen veränderte, so dass ich die Umrisse der Person erkannte.

Es war Jane Collins. Und sie hatte den Würfel!

Kein Bluff, wirklich kein Bluff! Ich konnte es kaum fassen. In meinem Kopf jagten sich die Gedanken. Ich wusste nicht, was ich noch alles überlegen sollte. In diesen Sekunden erlebte ich die Wirkung einer selbst für mich unfassbaren Magie.

Ich sah Jane Collins an, und sie schaute so aus, wie ich sie kannte, als ich sie im Kloster St. Patrick abgeliefert hatte. Nur ihr Gesicht zeigte einen noch erschöpfteren Ausdruck. Sie wusste auch nicht, wo sie sich so plötzlich befand, deshalb ihr fragender Blick in die Runde, der auch mich traf.

»John...« Es war ein Aufstöhnen. Und wie sie das Wort aussprach, bewies mir, dass sie auf meiner Seite stand.

Jetzt kam es allein auf sie an. Ich hoffte, dass sie soweit in Ordnung war, um meine Forderungen erfüllen zu können. Für mich gab es nur uns beide, der Zeit-Dämon interessierte mich nicht, auch nicht Asmodis, selbst Suko nicht.

Ich musste alles wagen!

Wie lange ich noch zu leben hatte, war mir nicht bekannt. Aber es steckte noch Kraft in meinem Körper, und ich schrie - wenigstens meinte ich das - Jane Collins an.

»Jane!« Sie hörte mich, schüttelte den Kopf und starrte auf den Würfel.

»Jane, du musst mir helfen. Bitte...!«

»John, ich...«

»Zerstöre diese Welt. Sie ist schrecklich, vernichte sie, Jane. Ich bitte dich.«

»Wie denn?«

»Die Formel. Du, Jane, musst die Formel rufen, die mein Kreuz aktiviert. Ich kann es nicht. Sie und der Würfel werden...«

Ein Schrei unterbrach mich. Ein wilder ungezügelter Ruf. Jetzt endlich hatte der Dämon begriffen. Er wusste nun, dass ich ihn reinlegen wollte und sprang nicht auf den Würfel oder Jane Collins zu, sondern tat etwas ganz anderes.

»Asmodis!« Seine Stimme hallte wie ein düsterer Gongschlag durch diese Welt. »Asmodis, sie ist da! Sie hat den Würfel!«

Der Teufel hatte die Worte vernommen. Ich war zu schwach, um zu sehen, ob er Suko getötet hatte, jedenfalls reagierte er blitzschnell und fuhr herum. Er kam.

»Die Formel, Jane!« schrie ich. »Du musst die Formel rufen!« Mehr konnte ich nicht tun.

»Ich kenne sie nicht!« brüllte sie zurück. Ich sank zusammen. Jetzt war alles verloren...

Suko hatte das entscheidende Wort gerufen. Es dem Teufel entgegengeschleudert, und selbst der Höllenherrscher musste den Gesetzen, die ein Gott namens Buddha geschmiedet hatte, gehorchen. Er hatte sich abgestoßen. Wollte eingepackt in sein verzehrendes Höllenfeuer auf den Chinesen zufliegen und ihn vernichten, das aber gelang ihm nicht mehr. Im Sprung blieb er.

Suko hatte nur so laut gerufen, dass er von Asmodis verstanden wurde. Und nur von ihm, nicht von den anderen.

Fünf Sekunden blieben Suko. Eine Zeitspanne, in der er sich nur bewegen konnte, aber, und das war das Entscheidende, nicht töten durfte. Hätte er das getan, wäre die Wirkung des Stabs sofort aufgehoben gewesen. Obwohl Suko mit dem Gedanken spielte, diese

alles entscheidende Grenze zu überschreiten, tat er es nicht. Statt dessen zog er sich zurück, lief schwankend und tänzelnd über das Blutnetz und holte die Waffe hervor, von der er glaubte, dass sie auch Asmodis gefährlich werden konnte.

Es war der Bumerang!

John Sinclair gehörte er. Mit ihm und mit dem Kreuz zusammen war es dem Geisterjäger gelungen, den Ersten Diener des Teufels, den Schwarzen Tod, zu erledigen. Vielleicht schaffte die silberne Banane es auch, den Satan kampfunfähig zu machen.

Noch stand er unbeweglich in der Luft. Nichts rührte sich bei ihm, er wirkte eingefroren in dieser Haltung, und Suko wartete darauf, dass die Zeit vorbei war.

Geduckt hatte er sich hingestellt, seinen rechten Arm schon nach hinten geschwungen, um nicht erst mehr ausholen zu müssen. Er beobachtete den Höllenfürst genau, denn dieser würde, wenn die Zeit verstrichen war, genau dort beginnen, wo er aufgehört hatte.

Dann waren die fünf Sekunden um!

Und der Teufel geriet in Bewegung. Nur stand Suko nicht mehr dort, wo er sich aufgehalten hatte, bevor der Teufel stoppte. Er jagte ins Leere. Eine Flammenwolke fauchte in die Höhe. Schreie drangen aus seinem Maul, er fuhr herum und sah den Chinesen.

»Stiirbbb!« brüllte Suko voller Verzweiflung und schleuderte den Bumerang.

Seine gesamte Kraft hatte er in den Wurf gelegt. Innerhalb einer kaum fassbaren Zeitspanne würde die silberne Banane die Strecke überwinden und...

Den nächsten Schrei stieß der Teufel aus. Inmitten einer gewaltigen Lohe stieß er in die Höhe, drückte den Rücken durch. Blitze schossen aus seinem Maul, Feuerspiralen umtanzten ihn, rotierten. Der Bumerang jagte mit unvorstellbarer Kraft und schräg geworfen hinein. Suko hatte auf den Hals gezielt. Ob er es geschafft hatte,

wusste er nicht. Jedenfalls hörte er ein Klatschen, und im selben Moment sprühte nach allen Seiten hinweg ein gewaltiges Licht, das mehr Schatten als Helligkeit aufwies. Es breitete sich pilzartig aus. Der Chinese sah den Körper des Teufels verkrümmt liegen und über ihm ein kaltes, unheimlich böse wirkendes Gesicht, dass bläulich schimmerte und mit gnadenlosen Augen versehen war.

Wie ein Kreis umgab das Gesicht die liegende Gestalt des Teufels, und als sich der Mund öffnete, da wusste Suko Bescheid. Vor sich sah er Luzifer! Nur für einen winzigen Moment, dann war der Herr des Bösen verschwunden und mit ihm Asmodis.

Nur der Bumerang lag noch da, den Suko an sich riss und dabei die Worte des Zeit-Dämons vernahm. »Asmodis! Sie ist da. Sie hat den Würfel!«

Nur eine konnte im Besitz des Würfels sein. Nämlich Jane Collins. Wie kam sie her?

Suko starrte nach vorn und erkannte, dass er keiner Täuschung erlegen war. Er sah sie, er sah den Würfel, John Sinclair und auch den Zeit-Dämon Kel-Aba, dem plötzlich klar war, dass er von Asmodis keine Unterstützung mehr bekommen konnte.

Von wem dann?

»John, ich komme!«

Suko hatte voller Freude geschrien, und diese Freude spürte auch ich, als mir der Ruf entgegenschwang. Noch konnte ich aus eigener Kraft nichts tun. Ich lag da, mehr tot als lebendig, aber ich sah den Freund heranstürmen.

Jane Collins hatte noch nichts getan. Sie stand da und hielt den Würfel, der ihr das Leben garantierte. Ihr Blick wechselte von einem zum anderen. Sie wusste nicht, was sie mit dem Dämon anstellen sollte, denn die Formel zur Aktivierung des Kreuzes war ihr tatsächlich unbekannt. Dann war Suko da.

Mein Freund griff Kel-Aba nicht an, denn er hatte mit einem Blick das Wesentliche der Lage erkannt. Wenn er noch länger wartete, würde auch mein restliches Blut aus dem Stundenglas in die Adern des Dämons fließen und meinen Tod beschließen.

Luzifer hatte Asmodis weggeholt. Suko versuchte mit mir im Prinzip das gleiche. Er löste den Schlauch.

Als Kel-Aba die Verbindung nicht mehr spürte, brüllte er schrecklich auf und wandte sich dem Chinesen zu. Suko sprang zur Seite, zog seine Pistole und feuerte drei Kugeln in den dunklen Körper. Der Zeit-Dämon wankte zurück. Er schüttelte sich, öffnete sein Maul und sagte die folgenschweren Worte: »Nein, so nicht, so erledigt ihr mich nicht, ihr Verdammten. Ich bin zu stark, zu stark. Ich werde euch an das Netz der Zeit anschließen, denn jetzt habe ich meine Macht wieder zurückgewonnen.«

Das konnte stimmen, aber ein anderer wollte nicht, dass Kel-Aba noch mächtiger wurde.

Es war Gorgos! Und er griff aus der unendlichen Höhe ein. Von seiner Welt aus Glas schleuderte er die Waffen.

Es waren gläserne Lanzen! Sie jagten plötzlich nach unten. Wir sahen sie erst, als sie in den Körper des Zeit-Dämons hieben. Drei Lanzen auf einmal trafen ihn von drei verschiedenen Seiten. Eine in den Rücken, eine von vorn, die dritte in die Seite. Und sie jagten durch den Körper, so dass sie den Dämon auf seinem Netz festnageln konnten. Dort blieb er.

Dann hörten wir das Knirschen. Als würde Glas brechen. Vielleicht war dem auch so, doch für uns konnte dies nur Schlimmes bedeuten. Das wusste auch Suko.

Er nahm es in die Hand. Bevor Jane sich versah, hatte er sie gepackt und auf mich zugeschleudert. Er selbst sprang hinterher.

»Den Würfel!« schrie er. »Wir müssen es durch den Würfel schaffen! Konzentriert euch...«

Das taten wir. Selbst ich, der ich so kraftlos war, dachte daran, aus dieser Welt zu verschwinden.

Noch lebte der Zeit-Dämon. Das war unser Glück, denn über dem Würfel entstand die Blutwolke, die zeitliche Verbindung zu einer anderen Dimension, und sie nahm uns mit auf die Reise.

Als letzten Eindruck nahm ich ein gewaltiges Gesicht wahr, das aus willkürlich zusammengehämmerten Glassteinen zu bestehen schien und sich allmählich auf die Welt nieder senkte. Gorgos kam, um sie in Besitz zu nehmen.

Von da an wusste ich nichts mehr...

Irgendwann kam ich wieder zu mir, und als ich in die Höhe schaute, erkannte ich eine graugrün gestrichene Decke über mir. Ich sah ein Fenster, dahinter einen blauen Himmel und das bunte Laub eines Herbstbaumes.

So schwach wie selten fühlte ich mich, aber ich wusste durch diesen ersten Eindruck, dass mich die normale Welt wiederhatte und ich mich nicht mehr in einer anderen Dimension befand.

Mit diesem Wissen schlief ich ein.

Das zweite Erwachen erfolgte irgendwann in der Nacht. Eine kleine Lampe brannte in meinem Zimmer. Viel stärker fühlte ich mich nicht, aber ich entdeckte in Griffweite einen Klingelknopf, den ich nach unten drückte.

Wenig später wurde die Tür geöffnet. Eine Schwester betrat das Zimmer, und hinter ihr sah ich Pater Ignatius. Jetzt wusste ich überhaupt nichts mehr.

»Aber nur wenige Minuten«, erklärte die Schwester und zog sich leise wieder zurück.

Lächelnd trat der Pater an mein Bett und ließ sich auf der Kante nieder.

»Hallo, Blutsbruder«, sagte er.

»Wieso? Ich...«

»Du hast jetzt mein Blut und das deines Freundes Suko in dir. Es ist alles wieder in Ordnung.«

»Und wo bin ich hier?«

»In einem Krankenhaus. Ein Hubschrauber hat dich hergeflogen, aber das hast du nicht bemerkt.«

Anschließend erfuhr ich die ganze Vorgeschichte und lernte plötzlich Zusammenhänge kennen. Auch Jane Collins ging es wieder besser, sie hatte die magische Reise gut überstanden und befand sich im Bergkloster.

»Aber wo ist Suko?«

»In London.«

»Wieso das denn? Kann er nicht...«

»John«, sagte der Pater. »Weißt du eigentlich, wie lange du hier schon liegst?«

»Nein.«

»Genau vier Tage und vier Nächte.«

Ich erschrak, wollte es trotzdem nicht glauben und schielte auf meine Uhr mit Datumsanzeiger. Tatsächlich. Es war eine so lange Zeit vergangen. Vier Tage und vier Nächte.

Der Pater deutete auf das am Bett stehende Telefon. »Wenn du anrufen willst, bitte.«

»Ja«, erwiderte ich, »das mache ich nachher.« Ich fasste nach seiner Hand. »Und vielen Dank auch, Blutsbruder.«

Ich telefonierte später mit London. Was waren die Freunde froh, meine Stimme zu hören. Mir war wieder alles eingefallen, und ich erkundigte mich auch nach Costello.

Er befand sich auf freiem Fuß. Durch unser Verschwinden hatte man die Anklage fallen lassen müssen.

»Vielleicht das nächste Mal«, sagte Suko.

»Möglich, Blutsbruder.«

»Du weißt Bescheid?«

»Natürlich.«

»Und?«

»Ich werde so schnell wie möglich nach London fliegen, um dir den Bruderkuss zu geben...«

»Nein!« hörte ich Suko schreien, so dass ich schon Angst hatte, der Hörer würde platzen. »Nur das nicht. Dann bleib lieber, wo du bist.«

»Du weißt doch, Suko. Wir sind zwar warm und brüderlich...«

»Doch warme Brüder sind wir nicht«, vollendete er.
Dann lachten wir beide...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 342 »Vampire in Petrina«, und folgende

[2] Siehe John Sinclair Nr. 186 »Die Blutorgel«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 242 »Werwolf-Terror in Soho«, und folgende

[4] Siehe John Sinclair Nr. 263 »Das gläserne Grauen«